Paed. Pr. 3933 (Waibel)
~~369 l~~

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

Eine
Balsamine
von
hundert kleinen Erzählungen.

Vorzüglich
der
reifern Jugend
gewidmet.

Von
A. M. Weilch.

Regensburg, 1840.
Verlag von G. Joseph Manz.

144 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Kurzer Vorbericht.

Was ich in diesem Büchlein erzähle, habe ich nicht gedichtet; auch habe ich das, was ich fand, nicht ausgemalt.

Sonst habe ich nichts zu sagen, als daß es mich freuen soll, wenn sich der Leser hier einige Unterhaltung gewinnt, die gewiß unschuldig ist und sein Herz in der Liebe zum Guten bestärken mag.

Staufen bei Immenstadt an der Iller,
am Festtage des heiligen Erzengels Michael, 1839.

Der Verfasser.

1.

Der Maschinen-Meister auf einem Dampf-Schiffe.

Im November des Jahres 1838 befand sich in einer furchtbaren Nacht, als ein entsetzlicher Sturm wüthete, auf dem Eriksee das Dampfschiff, das den Namen „Konstitution" führte. Der Schiffs-Hauptmann sah in den wenigen Augenblicken, da der Sturm ein wenig nachließ, sein Schiff sei der Gefahr ausgesetzt, in dem Sturm, der fast quer über den See fegte, an ein gefährliches Riff getrieben zu werden, an dem die Rettung unmöglich seyn würde. Er trat sogleich zum Maschinen-Meister hin, und verlangte mehr Dampf. Der Maschinen-Meister antwortete ihm aber, er habe so viel Dampf entwickeln lassen, als die Kessel ohne Gefahr aushalten könnten. Der Schiffshauptmann ging wieder auf das Verdeck, um nachzusehen, ob sein Schiff sich eine Bahn durch die Wellen breche, oder ob es sich von denselben mit fortreissen lasse; hierauf kehrte er zur Maschine zurück,

und setzte dem Maschinen-Meister auseinander, wie gefährlich die Lage sei; er sagte ihm, es verschwinde alle Hoffnung, wenn nicht mehr Dampf erlangt werden könnte. Jedoch überließ er es ganz dem Maschinen-Meister, was er thun wolle. Dieser dachte einen Augenblick nach, und schon war sein heldenmüthiger Entschluß gefaßt: er befahl, ein paar Fässer Oel aufzuschlagen und ließ Wolle, die in's Oel getaucht wurde, in's Feuer werfen, während zwei Männer mit Löffeln Oel in die Flammen spritzten. Die starke Hitze, welche durch diese Brennstoffe hervorgebracht wurde, erzeugte schnell einen so großen Dampf, daß derselbe bald die Sicherheitsklappe auftrieb, mit fürchterlicher Gewalt hinausfuhr, und durch sein gellendes Zischen das Toben des Sturmes und der Wogen gleichsam unhörbar machte. Um andere desto gewisser zu retten, setzte sich jetzt der Maschinen-Meister auf den Hebel der Sicherheitsklappe, um den Dampf zurück zu halten, und dadurch dessen Kraft so sehr zu steigern, daß der Dampf das Schiff durch die Wogen treiben sollte. Sein Leben freudig wagend zur Rettung der andern, blieb der Heldenmüthige ruhig auf dem Hebel sitzen, bis das Schiff durch die Gewalt der Dampfmaschine so weit gebracht war, daß man keine Gefahr mehr zu befürchten hatte.

*

Schnelle Hülfe thut

Schöner Edelmuth.

2.

Die Strichlein.

Ein Mensch, den ich Viktor nennen will, hatte sich bis in's zwanzigste Jahr den Aufwallungen seines Zornes überlassen. Jetzt aber faßte er den Entschluß, seine böse Gewohnheit abzulegen, koste es, was es wolle: aus Liebe zu Gott faßte er diesen Entschluß; und so war sein Entschluß tugendhaft. Diesen Entschluß faßte er nicht aus eigener Kraft, sondern Gottes Gnade flößte ihm in dem Gebethe und in frommen Betrachtungen diesen Entschluß ein.

Er bethete nun um Sieg über seine Leidenschaften und wachte über sich selbst. Dessen ungeachtet beging er seinen Fehler wieder. Nun schrieb er jedes Mal den Fehler auf, mit einem Strichlein, und verrichtete dafür auf der Stelle eine Buße. Am Sonntage dieser Woche gab es bei diesem Aufschreiben 15 Strichlein; am Montag 8; am Dienstag 4; am Mittwoch 3; am Donnerstag 2; am Freitag 1; — am Samstag keines.

Gleichwohl übereilte ihn der Zorn noch öfters. Aber er vertraute auf Gott, der keinen, der auf seine Verheissungen vertraut, zu Schanden werden läßt, und bethete immer wieder um Gnade und Stärke.

In wenigen Wochen ward er so vollkommen zum Sieger, als ein gebrechlicher Mensch es werden kann.

*

Nimmermehr besiegst du dich — durch dich;
Bethe stets; dann siegst du sicherlich.

3.

Der sonderbare Abzug.

Zu Kennington in Oxfordshire henkte sich einst ein Mann von 51 Jahren. Aber ehe er todt war, schnitt ihn einer seiner Knechte los. Für diesen Liebesdienst dankte er dem Retter nicht, begegnete ihm aber auch nicht übel. Als er ihm aber am Michaelistag den Lohn auszahlte, zog er ihm vier Münzstücke für den Strick ab, den er bei der Rettung zerschnitten hatte. So wenig beherzigte er die Größe von der Sünde des Selbstmordes. Der Frevler erhenkte sich nach 30 Jahren in seiner Scheune; und da sandte ihm Gott keinen Retter mehr.

*

Macht der Mensch aus seiner Sünde Scherz,
So verläßt der Herr sein thöricht Herz.

4.

Die Schweizermünze.

Im Jahre 1458 wurde in der freien Reichsstadt Konstanz am Bodensee ein großes Schützenfest gehalten; alle Nachbarn, namentlich auch die Schweizer, waren dazu eingeladen worden; und sie fanden sich in Menge ein.

Bei dieser Gelegenheit zahlte ein Luzerner einem vornehmen Bürger von Konstanz einen sogenannten Plappert, der etwa 6 Pfennige werth war: der Konstanzer wollte diese kleine Münze nicht annehmen, und nannte sie verächtlich einen Kuhplappert. — Kin=

disch war dieser Spott, zumal da es der Schweiz zur Ehre gereichte, daß sie sich mit der Viehzucht abgab; was ja auch den Nachbarn Nutzen brachte. Die in Konstanz anwesenden Schweizer erfuhren es alsbald, ihre Münze sei ein Kuhplappert genannt worden; alle nahmen es für einen Schimpf, und zürnten: sie beherzigten nicht, auch dies zürnen sei kindisch; alle eilten nach Haus, und erzählten es in der Heimath. Bald thaten sich viertausend Mann aus Luzern, Uri, Schwyz, Glarus, Zug, Bern und Solothurn zusammen, und eröffneten einen Zug gegen die Konstanzer Güter, die im Thurgau lagen; hernach rückten sie gegen die freie Stadt selbst an. Die Stadt sah wohl, sie könne den erzürnten Eidgenossen nicht widerstehen, und bath um Verzeihung und um Frieden. Die Schweizer gewährten der Stadt Verzeihung und Frieden, aber erst, nachdem man ihnen für die Benennung „Kuhplappert" bar dreitausend Gulden bezahlt hatte.

*

Wider ein Volk erlaube dir nie einen Hohn;
Klugheit verbietet dir's, und auch der gute Ton.

5.

Der Geldbeutel.

Ein Schriftsteller des christlichen Alterthums erzählt, was ich da wieder erzähle; es geschah gegen das Ende des vierten Jahrhundertes zu Mailand; er sagt, er habe sich in Mailand befunden, als es dort geschehen sei.

Ein Christ, den ich Justus nennen will, hatte seine Eltern bereits verloren; sie hatten ihm kein Erbe hinterlassen; dessen ungeachtet redete er von ihnen allezeit mit großem Lobe, und dankte ihnen noch nach ihrem Tode, daß sie ihm eine christliche Erziehung gegeben, und ihn fleissig in die Schule geschickt hatten. Die in der Schule erlangte Bildung befähigte ihn, sein täglich Brod zu gewinnen: — er wurde Unterschulmeister.

Einst kam er von einer kleinen Reise gegen die Stadt zurück und fand unterwegs einen wohlgefüllten und versiegelten Geldbeutel, der neben der Straße im Grase lag; er hob ihn auf, und verbarg ihn unter seinem Kleide, blieb aber eine Zeit lang stehen, und schaute umher, ob niemand komme, das Verlorne zu suchen; er fragte alle Vorbeigehenden, ob sie nichts verloren haben. Endlich ging er unter beständigem Nachfragen in die Stadt, und in seine Wohnung.

Am folgenden Morgen hängte er auf einem Marktplatze, wo sich täglich am meisten Volk versammelte, an einer Säule eine Schrift auf, in der er anzeigte, er habe einen Geldbeutel gefunden, und wolle ihn dem Verlierer zurückstellen.

Bald kam ein Mann, den ich Gratus nennen will, zu ihm, und sagte freudig, er habe den Geldbeutel verloren. Auf Verlangen des Justus gab er an, wie der Geldbeutel aussehe, und wie das Petschaft gestaltet sei; auch wie viel Geld sich im Beutel befinde; er sagte, es seyen zweihundert Geldstücke darin, welche man damals Solidi nannte; ich will sie in dieser Erzählung Dukaten nennen. Justus fand,

die Angaben des Gratus seyen richtig; es waren nicht mehr und nicht weniger als zweihundert Dukaten im Geldbeutel; er bot ihm das Gefundene hin, und bezeigte ihm herzliche Freude über die Wiedererlangung des Geldes. Gratus sprach zu ihm: Ja, recht großen Dank bin ich dir dafür schuldig. Aber mit den leeren Worten soll die Sache nicht abgethan seyn. Wer des Nächsten Gut so fleissig besorgt, verdient wenigstens den zehnten Theil davon. Sieh da, diese zwanzig Dukaten verehre ich dir." — Justus erwiederte, er habe nur seine Schuldigkeit gethan, und nehme die Dukaten nicht an. Da entstand zwischen ihnen folgendes Gespräch:

Gratus. Sieh die zwanzig Dukaten nicht als Lohn an, sondern als ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit.

Justus. Von deiner Erkenntlichkeit bin ich schon durch dein freigebiges Anerbieten überzeugt; du mußt aber auch meine Uneigennützigkeit sehen, da ich das Anerbieten nicht annehme.

Gratus. Willst du nicht zwanzig Dukaten annehmen, so nimm wenigstens zehn an.

Justus. Ich thue es nicht.

Gratus. Aber doch fünf; ich bitte dich, sie nicht zu verschmähen.

Justus. Ich nehme sie nicht an.

Gratus. Was, nicht einmal fünf Dukaten?! Du erzürnst mich.

Justus. Das wäre mir leid. Aber —

Gratus. Was „aber"?

Justus. Du hast es schon gehört, ich will nichts von deinem Geld.

Gratus. Wenn du nichts willst, so will auch ich nichts. Da liegt der Beutel sammt dem Gelde; verschließ nun alles wieder in deinen Kasten, ich komme nimmermehr, es abzuholen, bis du deine Hartnäckigkeit ablegest, und nicht nur fünf, oder zehn, sondern zwanzig Dukaten annimmst.

Mit diesen Worten ging Gratus der Thür zu. Da Justus sah, es sei ihm Ernst, gar kein Geld mitzunehmen, rief er ihm: „Warte doch; wir wollen uns vereinigen.“ Gratus sagte unter der Thür: „Nun gebe ich nimmer nach.“ — Justus erwiederte: „Ich weiß ein Mittel, daß keiner nachgeben muß, und doch beide zufrieden seyn können. Komm' doch einmal her, und höre mich an.“ — Gratus ging von der Thür wieder zum Tische zurück. Und da ergab sich noch folgendes Gespräch:

Justus. Unser Streit betrifft zwanzig Dukaten.

Gratus. Ja; das ist richtig.

Justus. So lege denn in deinen Geldbeutel hundertachtzig Dukaten; die übrigen zwanzig Dukaten lege hieher. — So ist's recht!

Gratus. Und nun denn, was weiter?

Justus. Du willst diese zwanzig Dukaten nicht; und ich will sie auch nicht.

Gratus. Eben das ist unser Streit.

Justus. Aber ich kenne Leute, welche das von Herzen gern wollen würden, was wir beide nicht wollen.

Hast du nichts dawider, so geh' hin, und theile dies Geld den Armen aus. So wird sich das alte Sprichwort erwahren: „Streiten Zwei mit einander, so gewinnt dabei der Dritte."

Gratus. Das fiel mir nicht ein; mich freuet dein Gedanke; du denkst und handelst christlich. Das Almosen gib aber nur du; mit zwanzig Dukaten wirst einen viel größern Schatz im Himmel gewinnen.

Ehe die Nacht anbrach, waren die zwanzig Dukaten schon unter die Armen ausgetheilt.

*

Wo doch ereignet sich der allerschönste Streit?
Zwischen Uneigennützigkeit — und Dankbarkeit.

6.

Das Adlernest.

Unter den dürftigen Bauern Sardiniens und selbst auf der Insel Korsika bildet das Aufsuchen der Nester von Adlern und Geiern einen wirklichen Erwerbszweig. Vor kurzem ereignete sich bei Eglesias in Sardinien folgendes:

Drei junge Bauerbursche, welche Brüder waren, entdeckten, in der Tiefe eines Abgrundes sei ein großes Adlernest. Es schien ihnen eine reiche Beute zu versprechen. Aber die scheitelrechte Seite des Felsens gestattete ihnen nicht, auf eine andere Weise zu diesem Adlerneste zu gelangen, als vermittelst eines Sei-

les, das sie in den Abgrund hinablassen mußten; dies Seil schlangen sie um den Stamm eines jungen Baumes, um einen aus ihnen an demselben bei'm gefährlichen Unternehmen hinunterzulassen und heraufzuziehen. Die Gefahr bestand nicht bloß in der Möglichkeit, in eine Tiefe von hundert fünfzig Fuß zu fallen, sondern auch in der Möglichkeit, von zahllosen Raubvögeln angegriffen zu werden, welche sich in diesem düstern und unzugänglichen Orte aufhielten. Derjenige der drei Brüder, den das Loos zu diesem Unternehmen traf, bewaffnete sich deßhalb mit einem Säbel, um sich gegen die geflügelten Feinde vertheidigen zu können. Die beiden Brüder, die oben auf dem Felsen blieben, hatten aber weiter nichts zu thun, als den Bruder an dem Seile hinunterzulassen und heraufzuziehen. Der kühne Jüngling von kaum 22 Jahren, groß und stark, hing nun bereits, mit dem scharf geschliffenen Säbel in der Hand, über dem Abgrunde; das Seil sank tiefer und tiefer mit ihm hinunter; jetzt befand er sich am Felsenriff, der das Adlernest verbarg, und bemächtigte sich desselben. Das Nest enthielt vier junge Adler mit hell=bräunlich gelbem Gefieder. Er rief nun seinen Brüdern zu, daß sie ihn hinaufziehen sollten: seine Stimme wiederhallte in den Höhlen des Abgrundes; und die zwei Brüder begannen das Aufziehen. Plötzlich griffen ihn die zwei Adler, deren Junge er unter dem Arme hatte, wüthend an; andere Raubvögel unterstützten jene zwei Adler im Angriffe: es schallte in dem Abgrunde ein entsetzliches Geschrei und Gekrächze. Die Schaar der Raubvögel, die den Jüngling umringten, nahm immer zu; unauf=

hörlich schwang er den Säbel über seinen Kopf. Plötzlich wurde das Seil durch einen Schlag erschüttert; er blickte empor, und nahm wahr, er habe bei dem Herumhauen mit dem Säbel das Seil getroffen und es wenigstens zu drei Vierteln durchgeschnitten. Er sah mit Entsetzen die Größe der Gefahr, in den Abgrund zu stürzen. Das Seil ward indessen immer höher und höher hinaufgezogen; seine Angst aber war unbeschreiblich. Endlich erreichte er mit dem Adlerneste, das er nicht ausgelassen, oben den Rand des Felsens. Seine Brüder brachen in ein Freudengeschrei aus; als sie aber den Bruder ansahen, erkannten sie ihn kaum noch; denn seine zuvor schwarzen Haare waren durch die übergroße Todesangst ganz weiß geworden.

*

Wie mancher kriegt sein Stücklein Brod
Nur mit Gefahren vor dem Tod!

7.

Der Fremde und der junge Schiffer.

Zu Marseille, dieser berühmten französischen Stadt am mittelländischen Meere, pflegen bei schöner und angenehmer Witterung Adeliche, und wohl auch gemeine Leute sich mit einer kleinen Fahrt auf der See zu belustigen; deßwegen steht dort am Ufer eine Menge kleiner Schiffe bereit; man kann nach Belieben einsteigen und um einiges Geld sich führen lassen, wohin man will.

Einstmals kam an einem Sonntage gegen den Abend ein fremder adelicher Herr an's Ufer und stieg

in ein solches Schifflein; da der Schiffmann aber nicht zugegen war, wollte er sogleich wieder heraustreten, und sich in ein anderes Schifflein begeben. Da kam ein schöngekleideter Jüngling, dessen Gesichtszüge ein schönes Gemüth zu verrathen schienen, und sprach: „Herr, dieses Schifflein ist mein. Wollen Sie mir nicht die Ehre erweisen, und darin bleiben?“ Der adeliche Herr antwortete ihm: „Ja, gern; aber Euer Aussehen und Eure Redensart machen mich zweifeln, ob Ihr ein Schiffmann seyd.“ Der Jüngling erwiederte: „Das Seefahren ist in der That nicht mein gewöhnliches Handwerk; ich treibe es nur, wenn ich sonst keine Arbeit habe, und an den Sonn- und Feiertagen, um etwas Geld zu gewinnen.“ — Der Herr entgegnete ihm: „Um etwas Geld zu gewinnen? Pfui! ein solcher Geitz schicket sich gar nicht für einen jungen Menschen, und vermindert bei mir die Hochschätzung, die Ihr durch gutes Aussehen und freundliches Betragen einflößet.“ — Der Jüngling erwiederte: „Ach, mein Herr, wenn Sie mich kennen würden, und wüßten, warum ich so sehr verlange, Geld zu gewinnen, so würden Sie mich keines so niedrigen Lasters, wie der Geitz ist, beschuldigen; Sie würden vielmehr wegen des Anliegens, das mich zu dieser Arbeit nöthiget, Mitleid mit mir haben.“ — „Nun denn, sprach der Herr, führet mich eine Zeitlang, und entdecket mir im Vertrauen Euer Anliegen.“

Der Jüngling stieß das Schifflein vom Land, und erzählte dem Herrn folgendes: „Mein Anliegen ist dies, daß mein Vater, den ich allzeit recht von Herzen liebe, in einer harten Gefangenschaft sich be-

findet. Er hatte in der hiesigen Stadt als Unterhändler eine ziemlich große Summe baaren Geldes gewonnen, wozu auch meine Mutter, durch Verfertigung gewisser Modewaaren für die Frauenzimmer, ein Merkliches beitrug. Nun hoffte er, sein Glück zu machen, wenn er den größten Theil dieses Geldes zur Handelschaft verwenden würde. Ein berühmter Handelsmann, der sein guter Freund war, hatte die nöthigen Anstalten getroffen, um ein Schiff, das er mit verschiedenen Waaren beladen ließ, nach Smyrna, jener berühmten, in der asiatischen Türkei gelegenen, Handelsstadt abzuschicken. Mit diesem Handelsmann trat mein lieber Vater in Gesellschaft, und dung sich für sein hergeschossenes Geld einen verhältnißmässigen Theil des Gewinnes aus. Wollte Gott, mein Vater hätte es bei diesem Vertrage bewenden lassen! Aber er entschloß sich, selbst zu Schiffe zu gehen, und die Seereise mitzumachen. Sie fiel sehr übel aus: das Schiff wurde von barbarischen Seeräubern angegriffen, überwältiget, und nach Tetuan, dem verrufenen Raubneste im afrikanischen Reiche Marokko gebracht. Alle darauf befindlichen Leute, und unter diesen auch mein Vater, mußten sich als Sklaven verkaufen lassen. Sobald wir von diesem traurigen Ereignisse Nachricht bekamen, suchten wir zu erfahren, wie es dem Vater ferner ergangen sei, und wie ihm zu helfen wäre. Man foderte für sein Lösegeld zweitausend Thaler. Aber wie wären wir im Stande gewesen, so viel Geld aufzubringen, nachdem mein Vater das meiste Geld für die mißlungene Handelschaft verwendet hatte? Meine Mutter, meine zwei Schwestern und ich nah-

men uns vor, durch unermüdetes Arbeiten so viel zu gewinnen, als zur Befreiung meines Vaters erfoderlich ist. Die Woche hindurch arbeite ich bei einem Künstler, welcher Perlen und Edelsteine fasset, und der mich gut belohnet: an den Sonn- und Feiertagen aber lasse ich mir's, wie Sie sehen, angelegen seyn, etwas mit dem Schiffen zu gewinnen. Wir sparen nach aller Möglichkeit, und machen nur solche Ausgaben, die unumgänglich nothwendig sind. Es freut uns alle, wenn wieder ein Thaler gewonnen ist, den wir hinterlegen können. Aber dieser Gewinn, durch den wir die Befreiung des Vaters bewerkstelligen wollen, kommt mir so langsam vor, daß ich mich neulich entschloß, heimlich von hier abzureisen, meinen Vater aufzusuchen, mich für ihn zur Dienstbarkeit anzubieten, und anstatt seiner die Fesseln und alles Ungemach eines Sklaven zu tragen: aber meine Mutter, die dies mein Vorhaben wider meinen Willen erfuhr, gab es nicht zu; sie ließ sogar jeden Schiffshauptmann bitten, mir alle Aufnahme in ein abfahrendes Schiff zu versagen."

Diese Erzählung rührte den adelichen Herrn, und er sprach: „Jetzt verstehe ich, welche Ursache Ihr habet, auf Geldgewinn zu denken. Die Absicht ist sehr löblich. Aber saget mir, bekommt Ihr zuweilen Nachricht von dem gefangenen Vater? Wisset Ihr, bei welchem Herrn er Sklavendienste thun muß, und wie er von ihm behandelt wird?" — Der Jüngling antwortete: „So viel wir vernommen haben, ist sein jetziger Herr der Oberaufseher über einige bei Tetuan gelegene und dem Kaiser von Marokko gehörende Gär-

ten. Er verfährt mit seinen Sklaven menschlich und leidlich; die Arbeiten, die sie verrichten müssen, sind nicht über ihre Kräfte: — aber sei dem auch so, es wird unser Vater dennoch manche bittere Stunde haben, wenn er seine vorige Lebensweise mit der jetzigen vergleicht, und an sein Vaterland und an seine Frau und Kinder zurückdenkt.“ — Der Herr fragte den Jüngling, wie man den Vater jetzt am Orte seiner Dienstbarkeit nenne. — Der Jüngling antwortete: „So viel ich weiß, hat er seinen Geschlechtsnamen nicht verläugnet, noch verändert. Hier hieß er der Unterhändler Robert, und dort nennt man ihn den Sklaven Robert.“ — Der Herr sagte: „Ich habe herzliches Mitleid mit ihm und mit Euch. Hoffentlich wird der Himmel die kindliche Liebe und die Sorgfalt segnen, die Ihr zur Befreiung des Vaters anwendet. Lasset mich jetzt ein wenig über meine Geschäfte nachdenken, und richtet die Fahrt so ein, daß ich mit Untergang der Sonne dorthin am Gestade zurückkomme, wo ich eingestiegen bin.“ — Sogleich zog er eine Brieftasche hervor, um mit dem Bleistift etwas aufzuzeichnen.

Als die Sonne unterging, landete das Schifflein am bestimmten Orte. Der Herr stieg aus, und wünschte dem Schiffer gute Nacht, mit der Hand auf einen Geldbeutel deutend, den er für ihn auf dem Schiffe liegen ließ. Es war ein großer Schiffslohn: denn im Geldbeutel befanden sich acht Doppel-Karolinen und zehn Thaler. Wie beeilte sich der entzückte Jüngling, dem Spender nachzueilen, um ihm zu danken; aber er erblickte ihn nicht mehr, und alle, die

ihn gesehen hatten, wußten nicht, wer er sei. Dies Geld ward zu dem für den Vater ersparten gelegt.

Nach beiläufig sechs Wochen wurde, als die Mutter, der Sohn und die Töchter bei dem Mittagsessen beisammen saßen und, wie gewöhnlich, nur Brod und gekochte Gartenfrüchte zu genießen hatten, unvermuthet die Stubenthür geöffnet, ohne daß angeklopft wurde: es trat ein ganz neu und schön gekleideter Mann herein, und stellte sich vor den Tisch hin. Sie sahen ihn starr an: eine der Töchter rief aus: „Mein Gott! es ist der Vater!" Die Gattinn, ihn auch erkennend, that einen lauten Freudenschrei. Alle sprangen vom Tisch auf, den Angekommenen auf's herzlichste und mit Freudenthränen zu begrüßen: nur der Sohn blieb sitzen; denn die überwältigende Freude versetzte ihn in eine Ohnmacht. Durch Anstreichen mit geistigen Flüssigkeiten brachten sie ihn wieder zu sich.

Als man sich endlich wieder zu Tisch setzte, hocherfreut, daß nun auch der Vater am Tische sitze, mußte dieser ihnen alsbald erzählen, wie es denn zugegangen sei, daß er aus der Dienstbarkeit entkam, und sie mit seiner unerwarteten Ankunft erfreute; er sprach: „Hievon kann ich euch nur wenig erzählen; denn ich weiß selbst noch nicht, wie alles zugegangen sei. In meiner Dienstbarkeit täglich nach euch seufzend, hatte ich noch gar keine Hoffnung baldiger Befreiung: da wurde mir plötzlich von meinem Herrn, dem Oberaufseher der kaiserlichen Gärten zu Tetuan, meine Befreiung angekündiget. Mit freundlichen Worten versicherte er mir, ihm sei aus Kadix, der berühmten Seestadt in Spanien, das für mich ausge-

dungene Lösegeld und noch dazu ein großer Ueberschuß zugeschickt worden, mit der Bedingung, daß er mich nicht nur auf freien Fuß stelle, und neu kleiden lasse, sondern auch bei meiner Abreise nach Marseille den ganzen Schiffslohn und alle Reisekosten für mich zum voraus bezahle, und mir überdies fünfzig Doppel-Karolinen in baarem Gelde auf den Weg mitgebe. Alles geschah, wie es ausgedungen worden war. Ich habe, Gott sei Lob und Dank, meine vormalige Freiheit, eine neue Kleidung, und fünfzig Doppel-Karolinen. — Jetzt ist das Reden an euch; saget mir doch, wenn ihr's wisset, wem ich ein so großes Glück zu verdanken habe. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es euch selbst möglich gewesen wäre, mir dies Glück zu verschaffen." Die Gattin erwiederte ihm voll Verwunderung: „Ich wünschete, dies Geld wäre von uns verschafft worden. Aber obschon wir unermüdet arbeiteten und auf das sparsamste lebten, konnten wir in dreizehn Monaten doch nur den vierten Theil des großen, für dich gefoderten Lösegeldes zusammenbringen, und dies Zusammengebrachte ist noch ganz in unsern Händen. Allem Anscheine nach kann uns der Sohn Aufschluß geben: er hat ohne mein Vorwissen abreisen und sich für dich zur Dienstbarkeit anbieten wollen; vielleicht hat er auch ohne mein Vorwissen die große Geldsumme aufgebracht, durch welche deine Befreiung zu Stande kam; vielleicht hat er mir und seinen Schwestern deßwegen nichts davon sagen wollen, auf daß unsre Freude bei Deiner unerwarteten Ankunft desto größer sei." — Diese Rede der Gattinn erfüllte den Mann mit Kummer; denn es stieg in ihm der

Gedanke auf, der Sohn möchte vielleicht auf ungerechte Weise die große Geldsumme erworben haben; und diesen Kummer äusserte er sogleich in Fragen an den Sohn. Aber der edelmüthige Sohn gab ihm zur Antwort: „Verschonet mich, lieber Vater, mit solchem Argwohn: Euer Sohn hat die guten Lehren und Beispiele, die Ihr ihm von Jugend auf gabet, niemals vergessen, und würde lieber sterben, als Euch und sich selbst durch ein Verbrechen entehren. Das Geld, welches zu Eurer Befreiung nach Tetuan geschickt worden ist, kam ganz und gar nicht von mir her.“ — „Von wem denn?“ fragte der Vater. Der Sohn sagte ihm nun, er vermuthe, jener Herr, der ihm vor etlichen Wochen eine bedeutende Geldsumme als Schiffslohn geschenkt hatte, möge allerdings das Lösegeld und den Ueberschuß nach Tetuan geschickt haben.

Der Umstand, daß die große Geldsumme aus Kadix war nach Tetuan geschickt worden, machte diese Vermuthung noch wahrscheinlicher, und führte auf den Gedanken, jener Herr sei vielleicht in Kadix wohnhaft. Die fromme Familie bethete täglich für den großen Wohlthäter. Ihr Wohlstand nahm nun aber immer zu, so daß sie ein Haus kaufen konnte.

Schon waren zwei Jahre verflossen, ohne daß der Wunsch, den Wohlthäter kennen zu lernen, erfüllt wurde. Jetzt aber erblickte der junge Robert an einem Sonntage gegen Abend am Ufer jenen Herrn, den großen Wohlthäter, der ohne Gesellschaft spazieren ging. Er eilte auf ihn zu, küßte ihm die Hand, und benetzte sie mit heissen Dankes-Thränen; er dankte ihm für die Befreiung des Vaters auf's innigste, und bath

ihn, er möchte in's Haus des Vaters mit ihm sich verfügen, und selbst sehen, wie glücklich er die Familie gemacht habe; ihn zu sehen, das wäre die größte Freude, welche seine Eltern noch zu erleben wünschen. Aber der Herr gestand durchaus nicht, daß er jener Wohlthäter sei, entriß sich dem dankenden jungen Robert, und eilte davon, so daß dieser ihn aus den Augen verlor.

Der junge Robert erzählte dies den Eltern und Schwestern; groß war das Leid, daß der Wohlthäter sich nicht hatte zu erkennen gegeben.

Bei jeder Gelegenheit suchte er den Wohlthäter auf, und fragte ihm überall nach; er versprach dem eine schöne Belohnung, der von ihm sichere Nachricht geben würde. Aber wieder eine Zeit von anderthalb Jahren waren alle diese Bemühungen vergeblich. Endlich berichtete ihm ein Freund, es wohne in der Stadt eine adeliche Frau, die sich verlauten ließ, sie möchte wissen, ob in Marseille nicht ein gewisser Robert wohne, der aus der afrikanischen Sklaverei erlöset worden; sie könnte ihm sagen, wer für ihn das Lösegeld bezahlt habe. — Der Freund gab dem jungen Robert die Hauptstraße an, in der sie wohne, und den Namen ihres adelichen Gemahls, der Herikourt hieß. Dem Freunde wurde die versprochne schöne Belohnung zu Theil.

Vater und Sohn eilten nun in die Wohnung der adelichen Frau. Diese erzählte ihnen, ihr Bruder Karl von Sekondat, Baron von Montesquieu, der in einer andern Stadt Frankreichs hoher Beamte war, sei unlängst gestorben; er sei in gesun-

den Tagen zuweilen auf Besuch zu ihr gereist, aber in den letztverflossenen anderthalb Jahren sei er nicht mehr gekommen; sie habe nach erhaltener Nachricht, daß er gefährlich krank sei, sich auf die Reise begeben, um ihn zu besuchen, aber sie habe ihn nicht mehr am Leben gefunden. Sie erzählte ferner: „Als man nach seiner Bestattung seine hinterlassenen Schriften durchsuchte, fand man eine Schrift, in der es hieß, er habe einem berühmten, zu Kadix wohnenden, Handelsmann und Wechselherrn, Namens Mayn, zweitausend fünfhundert Thaler geschickt. Zum Zeichen, dieses Geld sei richtig nach seiner Bestimmung verwendet worden, war ein Strich durch die Schrift, und ein Riß durch's Papier gemacht: ohne Zweifel hat mein seliger Bruder das Papier in's Feuer werfen wollen, es aber zu thun hernach vergessen. Mich und andere Miterben stach der Vorwitz, wozu denn eine so beträchtliche Summe verwendet worden sei; wir schrieben daher an den besagten Wechselherrn, und bathen ihn um Aufschluß. Er schrieb uns, er habe, nach Auftrag des Barons von Montesquieu, dies Geld nach Tetuan in Afrika übermacht, auf daß ein Bürger von Marseille, Namens Robert, aus der Sklaverei befreit würde."

Der junge und der alte Robert vergossen Thränen über den Tod ihres großen Wohlthäters; sie dankten der Frau; sie aber weigerte sich, den Dank anzunehmen, und sprach: „Ich nahm nicht Antheil an dem, was euch mein seliger Bruder erwies. Er hat mir zwar einst, als er hier war, Abends erzählt, ihn habe ein junger Schiffer geführt, dessen Vater den

barbarischen Seeräubern in die Hände gefallen sei, und jetzt zu Tetuan Sklavendienste thun müsse; er hat aber dabei kein Wort gemeldet, daß er gesonnen sei, mit seinem Gelde den Gefangenen zu erlösen. — Ihr habet also Gott allein zu danken, der ihn dies gute Werk thun machte, und ihn jetzt hoffentlich dafür belohnet. — Was mich betrifft, so könnet ihr versichert seyn, daß ich zwar nicht so viele zeitliche Güter habe, als mein Bruder hatte, aber doch einen eben so guten Willen, euch zur Beförderung euers Wohlstandes verhülflich zu seyn."

Diese Geschichte, die den Namen eines verborgen bleiben wollenden Wohlthäters verewiget, hat eine Pariser Monatschrift vom Jahr 1775 erzählt.

*

Die Wohlthat, welche man verborgen hält,
Wird einst gerühmet bei'm Gericht der Welt.

8.

Der Dichter und die Räuber.

Pietro del Kastelnuovo, Edelmann und Herr zu Kastelnuovo, der in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhundertes lebte, wurde als Dichter sehr geschätzt; aber eben so sehr bewunderte man die reitzende Anmuth seiner Stimme, und den feinen Geschmack, womit er sich selbst bei'm Gesange auf der Laute begleitete.

Einstmals reiste er nach Rokkomartino, um daselbst einen seiner Bekannten zu besuchen. Bei seiner Zurückreise aber ward er in dem Walde von Vallogna

von Räubern angefallen: sie nahmen das Pferd, sein Geld und alles, was er bei sich hatte, und wollten ihn ermorden. Der Dichter sagte ihnen, er würde gern sterben, wenn sie ihm nur noch zuvor gestatten würden, Eines seiner Lieder zu singen. Die Räuber gestatteten es ihm. Nun sang er ein aus dem Stegreife verfertigtes Gedicht zum Lobe dieser Räuber und Mörder, und zwar mit dem gefühlvollsten Ausdruck; dabei spielte er auf der Laute. Ein sanftes, nie empfundenes Vergnügen ergoß sich dabei in die Herzen der Unmenschen, und verdrängte in ihnen den Gedanken an die Mordthat; ja, sie gaben dem Sänger alles wieder zurück, was sie ihm geraubt hatten.

*

Lobst den du klug, der Böses dir gethan;
So wandelt ihn vielleicht bald Reue an.

9.

Der Staar.

Einige Zeit nach dem Tode des Königs Maximilian Joseph I., der seine Bayern wie ein Vater geliebt hatte, wurden, nebst vielen andern Dingen, auch seine vielen, seltenen Thiere mannigfaltiger Art, in Nymphenburg verkauft. Unter diesen Thieren befanden sich aber auch deutsche Staare: von diesen waren jetzt alle verkauft; nur Einer war noch übrig, und sein Aeusseres empfahl ihn nicht. Still und mit struppigem Gefieder saß er auf der Stange, als betrübe er sich über den Tod seines lieben Herrn. Für den Staar wollte niemand einen Preis geben; man bot

ihn drei und vier Mal an, und alles schwieg: jetzt stellte man den Käfig sammt dem Staar in eine Ecke bei Seite, und rief andere Dinge aus. Auf Einmal schallte es aus der Ecke: „Max Joseph! Vater Max!" — Alle Köpfe wandten sich nach der Seite hin, von der diese Worte herschallten; und viele der Anwesenden fragten: „Wer ist's? Wer ruft?" Da sagte einer, der dem Käfig zunächst stand: „Es ist der Staar, der weggestellt worden ist." Da riefen alle wie aus Einem Munde: „Den Staar her! Den Staar her!" So kam der unscheinbare Vogel mit Einemmal zu Ehren, weil Jedem war, als lebe auch im Herzen des Staar's wie in seinem Herzen die Liebe zum hingeschiedenen König. Da nun um den Staar alles lebhaft wurde und man ihn liebkosete und lobte, wurde auch er ganz munter, und rief in Einem fort: „Max Joseph! Vater Max!" Jeder wollte nun den Staar kaufen, und die Angebote überstiegen sich so sehr, daß wohl nie ein Staar so theuer bezahlt worden ist. Derjenige, der ihn erhielt, freute sich, als hätte er einen Sieg gewonnen; und von den andern beneidet, trug er ihn wie im Triumphe nach Haus.

*

Verbirgt die Gruft den lieben König dem Blick,
So bleibt er doch in jedem Herzen zurück.

10.

Das Testament des Geschmähten.

In Marseille lebte ein Mann, Namens Guyot, der sich durch seinen thätigen und klugen Gewerbfleiß

ein ansehnliches Vermögen sammelte; dazu verhalf ihm auch seine jedermann bekannte Sparsamkeit in persönlichen Bedürfnissen; im Vergleich gegen seine Standesgenossen war diese Sparsamkeit groß. Er war ein abgesagter Feind eingebildeter Bedürfnisse. Der ungezogene dortige Pöbel schrie ihm oft, wann er auf der Straße erschien, nach, er sei ein Geitzhals.

Er erreichte das Greisenalter, und war somit ein lebendiger Beweis, Nichtbefriedigung eingebildeter Bedürfnisse trage auch bei zur Verlängerung des Lebens.

Endlich kam auch ihm das letzte Stündlein. Man war begierig, wie etwa sein Testament laute. Es lautete aber so, daß der Pöbel beschämt wurde; denn es enthielt folgendes: „Von meiner Jugend an nahm ich wahr, daß die Armen in Marseille wegen Mangels an gutem Wasser oft Noth leiden, da sie es theuer kaufen müssen. Ich sparte in meinem langen Leben, um ihnen Wasser unentgeldlich zu verschaffen; und hiemit bestimme ich meinen ganzen Nachlaß dazu, daß eine Wasserleitung nach Marseille gemacht werde, damit die Armen umsonst gutes Wasser bekommen können.“

*

Den guten Zweck verfolge mit Beharrlichkeit;
Das machet deinen Tadler stumm zu seiner Zeit.

11.

Der Widerwille.

Wir haben nicht selten gegen diese oder jene Person einen Widerwillen, der grundlos ist; er kann in Feindschaft ausarten und zu großen Unbilligkeiten ver-

leiten. Wir sollen also solchen Widerwillen zu bemeistern suchen.

Einer jener Gelehrten, die sich französische Akademiker nennen, den ich da Viktor heissen will, hatte gegen einen andern Akademiker, den ich Homobon nennen will, einen großen Widerwillen: Homobon's Gesicht und Manieren waren ihm zuwider. Aber Viktor gab sich Mühe, dem Homobon seinen Widerwillen zu verbergen; und hielt es um so mehr für Pflicht, da ihm schien, Homobon suche seine Zuneigung.

Einstmals erwies Viktor dem Homobon einen kleinen Dienst; dafür dankte ihm Homobon auf eine dem Viktor so gefallende Weise, daß Viktor seinen Widerwillen auf immer verlor. Beide wurden später innige Freunde.

*

Selbst bei'm Widerwillen übe
Standhaft jede Pflicht der Liebe;
So vermeidest du die Sünden,
Und er wird zuletzt verschwinden.

12.

Die Bewunderung der Schreibkunst.

Ein Engländer, Namens Mariner, war als Gefangener in den Händen des Königs von Tonga oder Tonga = tabu. Er sann auf Mittel, die Freiheit zu erlangen. Manche Versuche waren vergeblich. Das einzige Mittel schien ihm endlich noch zu seyn, daß er Nachricht von seinem Schicksal nach Europa beförderе; er wollte also nach Europa schreiben. Er hatte aber keine Tinte; er lösete daher Schießpulver in Was-

ser auf, und nun schrieb er einige Worte über seine Lage auf ein Blättchen. Dies Blättchen gab er heimlich einem Anführer der Wilden, den er auf seine Seite gezogen hatte; diesen bath er, es dem ersten Schiffshauptmann, welcher auf Tonga landen würde, zu übergeben.

Finno, der König dieser Insel, bekam aber Nachricht von diesem Blättchen; er schöpfte Verdacht, und rief auf der Stelle den Anführer vor sich, der den Auftrag des Mariner übernommen hatte, und verlangte das Blatt. Da der König aber den Inhalt nicht enträthseln konnte, mußte der Engländer Jeremias Higgins, der gerade bei ihm war, dem König erklären, was auf dem Blättchen angedeutet sei: Higgins erklärte dem König, das Blatt sei an den ersten europäischen Schiffshauptmann gerichtet, der hier landen würde, mit der Bitte, er möchte bei dem König die Freilassung Mariners und seiner Landsleute erwirken, da sie ungeachtet der guten Behandlung wünschen, ihr Vaterland einmal wieder zu sehen. Diese Art, die Gedanken mitzutheilen, war dem König unbegreiflich; er prüfte jeden Zug der Schrift, und wollte zwischen den Schriftzügen und den dadurch angezeigten Gegenständen eine Aehnlichkeit finden. Und da er solche Aehnlichkeit nicht fand, dachte er eine Weile nach; konnte sich's aber nicht erklären. Hierauf ließ er den Mariner rufen, und befahl ihm, etwas zu schreiben; Mariner fragte ihn, was er schreiben solle; der König sagte: „Schreib mich selbst.“ Mariner schrieb des Königs Namen Finno; der König ließ nun einen dritten Engländer kommen, gab ihm

das Papier, und fragte, wie er das ausspreche, was darauf stehe: er las „Finno." Der König, ganz überrascht, da seinen Namen lesen zu hören, nahm ihm das Papier aus den Händen, betrachtete es mit unverwendetem Blicke, drehte es rückwärts und vorwärts, und sagte: „Das bin ich nicht! Wo sind meine Beine, wo meine Arme, wo mein Kopf? Woher weißt du, daß ich durch die Figur vorgestellt bin?" — Mariner mußte ihm noch mehrere umstehende Personen auf das Papier schreiben; — und ein anderer Engländer las ihre Namen. Das dauerte mehrere Stunden fort; und das Staunen des Königs und seiner Vornehmen ward immer größer. — Jetzt aber meinte der König, er habe das Geheimniß gefunden, und sagte, er halte die Buchstaben für eine Art abgekürzter Zeichnungen der Gegenstände. Um aber ihm zu zeigen, daß dem nicht so sei, erbot Mariner sich, auch solche Gegenstände zu schreiben, die er nie gesehen hatte: — der König flisterte ihm in's Ohr, er solle den Koogoo-Ahoo schreiben; — so hatte der vorige, von ihm erschlagene König von Tonga geheissen. — Mariner schrieb den Namen, und ein anderer las ihn. Laut rief der König aus: „Etwas so Wunderbares kam mir noch nie vor die Augen!" Der König hieß dem Mariner, er solle den Vornehmen, der Tarky hieß, schreiben, den der Mariner nie gesehen hatte; Mariner schrieb den Namen, und ein anderer las ihn; da sagte aber der König: „Ist denn Tarky einäugig oder nicht?" Mit dieser Frage wollte der König sagen, die Schreibkunst bezeichne die Gegenstände nicht genau: aber da Mariner erwiederte,

er habe ihm nur den Namen zu schreiben befohlen, flisterte ihm der König in's Ohr, er solle schreiben: „Dem Tarky fehlt das linke Auge.“ Mariner schrieb, und ein anderer Engländer las es: alle umstehenden Wilden sahen einander voll Erstaunen und Verwunderung an. Nun erzählte ihnen Mariner, wozu die Schreibkunst benützt werde; unter anderm, daß man Begebenheiten und Vorfälle durch Schrift viele hundert Meilen weit berichte, ohne daß der Ueberbringer des Papiers vom Inhalte etwas wisse; insbesondre erzählte er vom europäischen Postwesen. Endlich aber sprach der König: „Eure Kunst ist überaus bewunderungswürdig; keiner aber wage es, sie auf unserer Insel einzuführen; denn wenn es dahin käme, so gäbe es nichts als Verrath, Verschwörung, Aufstand und Blutvergießen, und mein Leben wäre am wenigsten gesichert.“

*

Möchte niemand mit der edlen Kunst zu schreiben
Arges wider Vaterland und König treiben!

13.

Der erfüllte Wunsch.

Der Felsen von Eddüstone liegt vierzehn englische Meilen von der Stadt Plymouth in England, deren Seehafen einer der vorzüglichsten ist. Jene Gegend des Meeres ist voll gefährlicher Klippen, und dort scheiterte manches reichbeladene Schiff, besonders im Sturm und zur Nachtzeit. — Längst schon hätte das englische Volk alles aufgeboten, hier die Schiff-Fahrt

gefahrloser zu machen; aber man hielt es für unmöglich, einen Leucht-Thurm auf dieser harten Masse von Granitfelsen aufzuführen.

Erst im Jahr 1696 wagte es ein Mann, den Entwurf zu verfertigen, wie dort ein Leucht-Thurm aufgeführt werden könnte. Dieser kühne, mit Kenntnissen in der Baukunst bereicherte Mann war aus Littleburg in der Grafschaft Essex; er hieß Heinrich Winstanley. Vier Jahre brachte er mit dem Baue des Leucht-Thurms zu, kämpfend mit allen möglichen Hindernissen. Dicke Stangen von Eisen, die er in den Felsen einließ, mußten dem hölzernen Gebäude, das 120 Fuß hoch war, zum Fundamente dienen.

Das Gebäude trotzte der Wuth des Meeres. Der Erbauer wünschte oft, einmal bei'm größten Sturme in diesem Leucht-Thurme zu seyn. Am 26. November 1703 fuhr er mit einigen Arbeitern nach Eddystone, um einige Verbesserungen anzulegen. In der Nacht kam ein fürchterlicher Sturm, der an den Küsten von England mehr verheerte, als es den ältesten Menschen erinnerlich war: bei diesem Sturm stürzte der Leuchtthurm zu Eddystone ein, und mit ihm versank sein Erbauer.

*

O Mensch, wie schwach sind deiner Hände Werke,
Erscheinet die Natur in ihrer Stärke!

14.

Der feine Geruch.

Zu Paramatta in Neuholland verschwand plötzlich der Pächter Fisher, der sein gutes Auskommen hat-

te. Einer seiner Dienstleute, der, wie man behauptete, sein ganzes Vertrauen besaß, versicherte, Fisher werde bald wieder kommen. Es vergingen aber drei Monate, und er erschien nicht. Unterdessen verwaltete jener Dienstbote das Pachtgut seines Dienstherrn, kaufte und verkaufte auf eigene Rechnung. Es entstand in den Herzen der Nachbarn ein Verdacht gegen diesen Dienstboten; das Gerücht von diesem Verdachte kam der Ortspolizei, oder Ortsaufsicht über öffentliche Ordnung und Sicherheit, zu Ohren, und sie schickte mehrere Polizei = Beamten nach dem Pachthofe. Unter den abgeschickten Polizei = Beamten befand sich ein gewisser Sam, aus der Stadt Sidney gebürtig. Von einigen ziemlich unbestimmten Anzeigen geleitet, verfügte sich Sam an eine Stelle, wo eine hölzerne Umzäunung war; an dieser bemerkte er einen schwärzlichen Flecken; er beroch ihn, und erklärte, er rühre vom Blute eines Weissen her; — Weisse nennt man dort alle, die nicht die Farbe der Mohren haben. Hierauf eilte er an's Ufer eines Teiches, auf dessen Oberfläche man Spuren von einem röthlichen Schaume wahrnahm: diesen röthlichen Schaum zog er nach dem Ufer hin, nahm etwas davon in die hohle Hand, und verkostete es; hierauf beroch er's, und erklärte, es enthalte Spuren vom Fette eines Weissen. Endlich beroch er alles rechts und links umher, wie ein Spürhund; vom Geruche geleitet, kam er in einiger Entfernung vom Teiche in ein kleines Gehölz, stach mit einem Stabe, den er in der Hand hatte, in die Erde, und hielt ihn an seine Nase; dies wiederholte er mehrmal: und nun erklärte er, daselbst befinde sich die

Leiche eines Weissen. Man grub nach, und fand bald Fishers Leichnam, dessen Schädel zerschlagen war.

Man verhaftete jenen Dienstboten; er gestand, er habe den Fisher an der von Sam bemerkten hölzernen Umzäunung ermordet; darauf habe er den Leichnam in jenen Teich geworfen; da er aber nach einigen Tagen besorgt habe, man möchte die Spuren der Mordthat entdecken, habe er die Leiche in dem Gehölze verscharrt, wo Sam sie gefunden. — Der Knecht wurde vom Gerichtshofe zu Sidney zum Tode verurtheilt.

*

Wie verschieden sind die Gaben,
Die von Gott die Menschen haben!

15.

Die unerwartete Rechtfertigung.

Ein Derwisch (ein Mahomedaner, der nach seiner Weise gleichsam ein mönchisches Leben führte) reisete einstmals allein durch die Wüste. Unerwartet begegneten ihm zwei Kaufleute. Er fragte sie: „Nicht wahr, ihr habet ein Kameel verloren?“ Sie bejahten es. Er fragte weiter: „War es nicht auf dem rechten Auge blind, und an einem linken Fuße lahm?“ — „Ja,“ war die Antwort. Er fragte: „Hatte es nicht einen Vorderzahn verloren?“ — Und die Antwort war wieder: „Ja.“ Er fragte sie noch: „Und war es nicht auf der einen Seite mit Honig, und auf der andern mit Waizen beladen?“ — Sie erwiederten: „Ja, wahrhaftig; und da du es vor Kurzem gesehen, und es so genau beobachtet hast, so kannst du uns

aller Wahrscheinlichkeit nach verhülflich seyn, es wieder zu bekommen." — Er aber entgegnete: Liebe Freunde, ich habe euer Kameel weder gesehen, noch etwas von ihm gehört, außer dem, was ihr mir gesagt habt." Die Kaufleute riefen aus: „Das ist eine schöne Geschichte! Aber wo sind die Juwelen, welche einen Theil seiner Ladung ausmachten?" — Er versetzte: „Ich habe weder euer Kameel, noch euere Juwelen gesehen."

Jetzt faßten sie ihn bei dem Kragen, und führten ihn vor den Richter. Hier durchsuchre man ihn genau, fand aber nichts bei ihm: man konnte von ihm keinen weitern Aufschluß erhalten, und ihn weder einer falschen Aussage, noch des Diebstahles überführen. Von Aberglauben verleitet, wollte man ihn als einen Zauberer behandeln; da redete er aber ganz ruhig den Gerichtshof mit folgenden Worten an: „Euer Erstaunen hat mir viel Vergnügen gemacht; und ich gestehe selbst, daß einiger Grund zu euerm Argwohn vorhanden ist; allein, ich habe lange gelebt, und mein Leben einsam zugebracht, und ich kann reichliche Veranlassung zu Beobachtungen, selbst in der Wüste, finden. Ich bemerkte die Spur eines Kameeles, das seinem Eigenthümer entlaufen seyn mußte, da ich keine Spur von menschlichen Fußstapfen auf dem Wege gewahr ward; daß das Kameel auf einem Auge blind war, sah ich dadurch, daß es die Kräuter bloß auf der einen Seite seines Pfades abgefressen hatte; daß es an einem Fuße lahm sei, erkannte ich aus dem, daß dieser Fuß den Sand fast gar nicht berührt hatte. Daß das Thier einen Zahn verloren hatte, nahm ich daraus ab,

daß bei'm Abbeissen der Pflanze in deren Mitte ein kleiner Theil unberührt geblieben war. Was die Ladung des Kameeles betrifft, so belehrten mich die geschäftigen Ameisen, auf der einen Seite habe es Getreide gehabt; und die Schwärme von Fliegen belehrten mich, daß es auf der andern Seite Honig gehabt."

*

Ist bei dem Verdacht auch noch so groß der Schein;
Sage dennoch nicht: „Es kann nicht anders seyn."

16.

Der Förster auf dem Eis.

Im Februar 1822 fuhr auf dem gefrornen Schliersee in Baiern der Förster der dortigen Gegend mit seiner Gattinn, sich verlassend auf die Festigkeit des Eises. Aber schon zu weit vorgeeilt, als daß er zurückkehren konnte, nahm er wahr, das Eis sei zu schwach, sie zu tragen. Er sprang hinter den Schlitten, und als das Eis unter seinen Füßen zu brechen begann, warf er den Schlitten, in dem seine Gattinn noch war, mit aller Kraft vorwärts auf eine stärkere Eisdecke, indem er ausrief: „Rette dich für unsere Kinder!" — Und jetzt ging er unter und ertrank.

Die Gattinn war gerettet. Und sie lebte für die Kinder mit treuer Mutterliebe.

*

Mit Leichtsinn traue ja dem Eise nicht;
Es täuschet nur zu oft die Zuversicht.

17.

Die drei Tänzerinnen.

Ein Vater trat in einen Ballsaal, wo seine drei Töchter sich als Tänzerinnen auszeichneten; seine Gattinn war auch zugegen, und war ganz entzückt, solche Tänzerinnen zu Töchtern zu haben. Welch' eitle Freuden haben Mütter, die der Weltsinn thöricht macht!

Der Vater näherte sich einer Stelle des Saales, auf der ein ernster Mann stand und den drei Tänzerinnen mit Mitleid zusah. Er kannte ihren Vater nicht, fragte aber gerade diesen, ob er die drei Mädchen kenne. Dieser antwortete ihm nur: „Ich glaube, es sind drei Schwestern." Der ernste Mann erwiederte: „So scheint's auch mir. Sie tanzen beinahe zwei Stunden, ohne auszuruhen; sie erhalten jedermanns Beifall." — Der unweise Vater hatte über diese Worte große Freude, und schon wollte er sagen, er sei der Vater dieser drei ausgezeichneten Tänzerinnen. Aber der ernste Mann sprach: „Mein Herr, in drei Jahren wird keine mehr am Leben seyn." Der prophetische Ton, mit dem der Mann diese Worte sprach, machte auf den Vater tiefen Eindruck. Der ernste Mann entfernte sich sogleich von ihm; der Vater erkundigte sich bei mehrern Personen, wer er sei; aber niemand wußte es. — Und in drei Jahren hatte der Vater kein Kind mehr.

*

Nichtig ist die Freude, welche die Tänze geben;
Aber ach, wie Vielen rauben sie früh das Leben!

18.

Der unerwähnte Schuldschein.

Jemand wandte sich an den heiligen Franz von Sales im Vertrauen auf dessen allbekannte Herzensgüte, um von ihm zwölf Thaler zu borgen. Seine Bitte ward erhört; er drang dem Heiligen einen Schuldschein auf, obschon er ihn nicht annehmen wollte, und versprach, das Geld nach Monatsfrist zurück zu zahlen.

Aber, wie gar oft geschieht, so wurde auch da aus dem Monate ein Jahr. Nach Verlauf des Jahres erschien der Schuldner wieder, erwähnte aber der früher geliehenen zwölf Thaler auch mit keiner einzigen Sylbe, und bath den Heiligen, ihm zehn Thaler zu leihen. Der Heilige hieß ihn einige Augenblicke im Saale verweilen, entfernte sich, und kam bald zurück mit dem Schuldschein vom vorigen Jahr. „Sie wünschen, sagte er zum Schuldner, nur zehn Thaler von mir; hier sind zwölf, die ich Ihnen von Herzen gern zum Geschenk mache;" — und mit diesen Worten stellte er ihm den Schuldschein zurück.

*

Verletzt der Bittende die feine Art;
Behandelt ihn die Liebe dennoch zart.

19.

„Wie kann von Vollkommenheit die Rede seyn?"

Eines Tages wurde in Gegenwart des heiligen Franz von Sales ein Abwesender verlacht, der

ganz verwachsen und hinten und vorn höckericht war. Der Heilige übernahm sogleich seine Vertheidigung, und erwähnte aus der heiligen Schrift, die Werke Gottes seyen vollkommen. Aber einer der Lachenden entgegnete ihm: „Wie kann bei einer so verwachsenen Gestalt von Vollkommenheit die Rede seyn?“ Er erwiederte: „Glauben Sie nicht, daß es eben so vollkommene Bucklige, als es vollkommene Gerade gibt?“ — Jetzt wollte man von ihm wissen, von welcher Vollkommenheit er rede, ob nämlich von der innern, oder von der äussern; er aber brach mit den Worten ab: „Es genügt, daß das, was ich gesagt habe, wahr ist; sprechen wir nun von etwas Besserm.“

*

Nicht äussere Gestalt
Bestimmet den Gehalt.

20.

Der Pilger vor einem Kreuze.

Ein spanischer Pilger, der eben nicht schwer an seinem Gelde zu tragen hatte, ward einstmals in einem Gasthause sehr schlecht bewirthet, und mußte dafür allzuviel bezahlen. Hierüber entrüstet, verließ er das Gasthaus, das an einem Kreuzwege stand, und welchem gegenüber ein anderes Wirthshaus war. Zwischen beiden Wirthshäusern stand aber ein Kreuz; hier sprach der Pilger: „Wahrhaftig, dieser Ort ist ein Kalvarienberg, wo man das Kreuz unsers Heilandes zwischen zwei Schächer aufgestellt hat.“ — Der Besitzer des andern Wirthshauses, in welchem nämlich der

Pilger nicht eingekehrt war, stand so eben vor der Thür, und fragte ihn ganz ruhig, womit er sich denn an ihm versündiget habe, daß er ihn mit einem solchen Titel beehre. Der Spanier, dessen Kopf nicht so leer wie sein Beutel war, antwortete: „Verzeiht, mein Bruder, Sie sind der gute Schächer. Sie wissen, daß links und rechts beim Kreuze unsers Herrn ein Schächer hing, ein guter, und ein böser. Sie sind der gute; denn von Ihnen ist mir kein Leid widerfahren. Wie soll ich aber Ihren Nachbar heissen, der mich lebendig geschunden hat.“

*

Wenn unbedachtes Wort dich reut,
So mach' es gut durch Artigkeit.

21.

Der Beweinte.

Einstmals kam ein Mann zum heiligen Franz von Sales, um ihm seine Beichte abzulegen: er beichtete ihm aber mit so großer Keckheit, als erzählte er aus Scherz eine Geschichte. Der Heilige, der wohl sah, dem Beichtenden fehle es an Reue, unterbrach ihn zwar in seiner Erzählung nicht, fing aber an, zu seufzen, zu weinen, zu schluchzen. Der Beichtende fragte ihn, was ihm widerfahren sei, und ob er sich übel befinde. Der Beichtvater antwortete ihm: „Ach, mein Bruder, ich befinde mich, Gott Lob, recht wohl; aber Sie sind sehr krank.“ — Diese feine Rede war für diese grobe Seele nicht angreifend; der Mensch erwiederte ganz keck, es fehle ihm nicht das Geringste.

Der Heilige hieß ihn fortfahren; und der Mensch beichtete ihm mit der nämlichen Frechheit und ohne das mindeste Zeichen der Reue die schrecklichsten Dinge. Als aber der Beichtvater nicht aufhörte zu weinen, fragte ihn der Sünder abermal, warum er denn so weine. Da gab er ihm zur Antwort: „Ach, ich weine darüber, daß Sie nicht weinen.“ — Diese Worte rührten durch Gottes Gnade das Herz des Sünders, und er seufzte: „Ach, ich elender Sünder habe nicht die geringste Reue über meine ungeheuern Laster, und sie erpressen den Augen dieses Unschuldigen Thränen!“ So mächtig ward er von Reue durchdrungen, daß er beinahe in eine Ohnmacht gesunken wäre, hätten ihn jetzt nicht die Trostworte des Beichtvaters aufgerichtet. Durch seine Zusprüche machte ihn der Heilige noch empfänglicher für die Gnade des Bußsakramentes, das er ihm nun ertheilte. Von dieser Stunde an ergab sich der Mann Gott gänzlich, und war ein Muster der Buße.

Der Büßer selbst erzählte diesen Vorgang einem sehr vertrauten Freunde; auch sagte er die feinsinnigen Worte: „Andere Beichtväter bringen ihre Beichtkinder zum Weinen; ich aber habe meinen Beichtvater zum Weinen gebracht: freilich hat er mir dies reichlich vergolten; und Gott gebe, daß meine Umwandlung bleibend sei zum Heile meiner Seele, und daß ich die Gnade, die mir durch den Segen seiner Hand zu Theil wurde, nie wieder verliere.“

—*—

Des Sünders Perlen sind die Reue-Zähren;
Sie bringen ihn sogar vor Gott zu Ehren.

22.

Der Geldsack.

Ein Geizhals wollte seinen Geldsack recht sicher verbergen, und ging in einen Wald, wo er selben in die hohle Stelle eines großen Baumes legte. Er verdeckte die hohle Stelle, so gut er konnte.

In der Gegend lebte aber ein armer Mann, der seine vielen Schulden nicht zahlen konnte, und sich und dem Weib und den Kindern den Unterhalt nicht mehr zu verschaffen wußte. Da seine Tugend nicht genug gegründet war, gab er sich der Verzweiflung preis; er nahm einen Strick, und eilte jenem Walde zu, wo er sich einen Baum aussuchte, an dem er sich erhenken wollte. Es war gerade derselbe Baum, in dem jener Geizhals seinen Geldsack verborgen hatte. Der arme Mann nahm wahr, die Höhle des Baumes sei durch eine Menschenhand verdeckt worden; er öffnete die Höhle, und fand den Geldsack. Vom Erhenken war jetzt kein Gedanke mehr; er nahm das Geld; ohne zu bedenken, es müsse einen Eigenthümer haben, eilte er damit heim, und freute sich des gefundenen Schatzes.

Jener Geizhals kam nach kurzer Zeit zum Baume hin, um sein Auge am Geldsacke zu weiden. Welch' ein Schrecken, welch' eine Verzweiflung befiel ihn, da er ihn nicht mehr erblickte! Er sah den Strick, welchen jener Mann in seiner Freude hier nicht mehr mitgenommen hatte; und er erhenkte sich mit diesem Stricke.

*

All mein Reichthum sei mir stets der Herr;
Dann verzweifle ich wohl nimmermehr.

23.

„Wer da?“

Einst herrschte unter den Studenten zu Padua die böse Sitte, daß sie bei Nacht bewaffnet durch die Straßen zogen, die Vorbeigehenden mit den Worten anriefen: „Wer da?“ und sich Angriffe gegen jeden erlaubten, der nicht nach ihrem Sinn antwortete. — Es ist höchst traurig, wenn Studenten, die sich zum Wohle der Menschheit hohe Bildung erwerben sollen, ihre köstliche Zeit mit Nichtswürdigkeiten verschleudern.

Ein Student, der über die Gasse ging, ließ den Studenten-Zuruf: „Wer da?“ unbeantwortet; und sieh, er wurde getödtet! Sein Mörder flüchtete sich in das Haus einer Wittwe; er bekannte ihr seine böse That, und bath sie auf das dringendste, sie möchte ihn doch in irgend einem Winkel ihres Hauses verbergen. Die mitleidige Frau verbarg ihn in einem abgelegenen Zimmer, das sie schloß.

Bald aber erfuhr sie den Tod ihres Sohnes. Sie konnte nicht zweifeln, wer sein Mörder sei; lautaufschluchzend ging sie zu ihm und sprach: „Ach, was hat Ihnen mein Sohn gethan, daß Sie ihn ermordeten?“ Als er da hörte, der Gemordete sei sein geliebter Freund, brach er in heisse Thränen aus, zerraufte sich das Haar, und warf sich dieser Frau zu Füßen; er beschwor sie, ihn den Händen der Obrigkeit auszuliefern, damit er ein so großes Verbrechen öffentlich abbüßen könnte. Aber die überaus christliche Frau hatte so großes Mitleid mit ihm, daß sie ihm sagte, sie wolle ihn freilassen, wenn er Gott um Verzeihung

bitte und sein Leben zu bessern verspreche. Er versprach es ihr auf's innigste; und die Tugendheldinn ließ ihn frei.

*

Es ist die Nacht nur Herzlichfrommen Freund
Bei innigem Gebeth im Kämmerlein,
Und auch dem Lernenden bei'm Lampenschein;
Auf Gassen ist sie, Jugend, dir ein Feind.

24.

Das Lotterie-Loos.

Ein vermöglicher Herr schenkte seinem treuen Diener als Zeichen seiner Zufriedenheit und Erkenntlichkeit ein Lotterie-Loos. Der Diener hatte nun sich einiger Hoffnung zu erfreuen, obschon alle Glücksspiele dieser Art so wenig gegründete Hoffnung gewähren, daß ein Kluger sich solcher Hoffnung nicht hingeben mag, und an solchen Spielen lieber nicht Antheil nimmt, zumal da er sieht, wie viele sich durch oftmaliges in die Lotteriesetzen unglücklich machen.

Als der Herr eines Abends nach Hause kam, sprach er zum Diener: „Niklas, decke den Tisch, setze vom Beßten auf, was du hast; hole auch ein paar Flaschen Wein aus dem Keller: denn heute bedienst du mich zum letzten Mal: — dein Lotterie-Loos hat dreissigtausend Thaler gewonnen."

Niklas erblaßte. Er schwankte nach dem Keller.

Der Herr wartete eine geraume Weile; Niklas kam nicht mit dem Weine. Der Herr klingelte; aber Niklas kam nicht. Endlich ging der Herr selbst nach dem Keller. Hier sah er, wie sich Niklas mitten vor

der Kellerthür aufgehängt hatte. An der Kellerthür aber stand mit Kreide geschrieben: „Ich habe ja mein Loos längst verkauft.“

*

Der Geldgier gib dich niemals hin;
Sonst wird Verderben dein Gewinn.

25.

Die kostbare Büchse.

Ein junger Priester, der bereits Pfarrer war, pflegte nur an Sonn- und Festtagen die heilige Messe zu lesen. Der heilige Franz von Sales, der diesen Geistlichen besonders schätzte und liebte, brachte ihm eines Tages eine mit rothem Sammet überzogene, mit Gold und Silber gestickte und mit Perlen besetzte Büchse; und bevor er sie ihm als Geschenk überreichte, sprach er zu ihm: „Ich habe eine große Bitte an Sie, die Sie mir gewähren sollten, da es der Ehre Gottes gilt, die, wie ich weiß, auch Ihnen überaus theuer ist.“ — Der Pfarrer erwiederte: „Sie haben zu befehlen.“ — Der Heilige aber sagte: „Hier ist nicht vom Befehlen die Rede; ich habe nur zu bitten; aber ich bitte im Namen Gottes und durch die Liebe Seiner.“

Nun öffnete der Heilige die Büchse; sie war mit Hostien gefüllt, die zur Feier des Meßopfers bestimmt waren: er überreichte ihm dieselbe, und sprach: „Sie sind Priester; Gott hat Sie dazu erkoren; und überdies sind Sie Pfarrer. Was würden Sie von einem Künstler, von einem Beamten, von einem Arzte den-

ken, der seinem Berufe wöchentlich nur Einen oder zwei Tage leben wollte? Sie empfingen durch die heilige Weihe die Gewalt, die heilige Messe täglich zu lesen. Warum machen Sie nicht Gebrauch von dieser Gewalt? Es hindert Sie, Gott sei Dank, nichts daran. Ich kenne Ihre Seele, in sofern man eine Seele kennen kann; und ich sehe, daß alles Sie dazu einladet. Ich übergebe Ihnen also dies Geschenk, und bitte Sie, am heiligen Altare den nicht zu vergessen, der im Namen Gottes diese Bitte an Sie stellet."

Der Pfarrer, der ein sehr zartes Gewissen hatte, äusserte, er fühle sich zu unwürdig, das göttliche Sakrament täglich zu empfangen. Hierauf antwortete ihm Franz von Sales unter anderm auch folgendes: „Es genüge Ihnen, daß Sie Sich auf mein Urtheil berufen dürfen. So sage ich Ihnen denn, daß die Gründe, die Sie anführen, die heilige Messe nicht täglich zu lesen, Sie vielmehr gerade dazu anhalten. Die heilige und oftmalige Feier dieses göttlichen Geheimnisses wird Ihre Schwächen kräftigen, und Ihre Weihe erleuchten. Bedenken Sie Ihre öffentliche Stellung, und vergessen Sie nicht, daß Ihre Schäflein die heilige Messe bedürfen; daß die Verstorbenen nach derselben verlangen, und daß sie an den Tagen, an denen Sie dies heilige Opfer unterlassen, Gott die Ehre, den Engeln eine hohe Freude, und den Heiligen ein wunderbares Vergnügen entziehen."

Der Pfarrer antwortete: „Es geschehe; es geschehe!" — Und er las fortan täglich die heilige Messe.

*

Sei fromm zu jeder Zeit,
Nie halt dich fern
Vom Tisch des Herrn
Aus leerer Aengstlichkeit.

26.

Die Predigt vor sieben Zuhörern.

Als der heilige Franz von Sales noch Domprobst war, sandte sein Bischof ihn mit andern Geistlichen zum Predigen aus. An einem Sonntage nun, an dem das Wetter äusserst schlecht war, fanden sich in der Kirche, wo er predigen sollte, nur sieben Personen ein; deßhalb sagte jemand zu ihm, es lohne der Mühe zu predigen nicht. Aber der Heilige antwortete: „Eine zahlreiche Versammlung könnte mich nicht ermuthigen, und eine kleine kann mich nicht entmuthigen; und es genügt mir, wenn auch nur ein Einziger erbauet wird.“

Er bestieg also die Kanzel, und predigte über die Fürbitte der Heiligen; er redete über diesen Gegenstand so einfach als möglich. Einer der sieben Zuhörer fing an, bitterlich zu weinen; er seufzte und schluchzte so laut, daß der Prediger glaubte, er befinde sich übel. Deßwegen hielt der Prediger inne, und sagte, er sei bereit, die Predigt zu schließen, und, wenn es nöthig sei, ihm seinen priesterlichen Beistand zu leisten. Aber der Zuhörer antwortete ihm, er befinde sich dem Leibe nach ganz wohl, und er bitte den Prediger, fortzufahren, weil er ihn eben da heile, wo er verwundet sei.

Als die ziemlich kurze Predigt zu Ende war, warf der Mann sich dem Heiligen zu Füßen, und sprach: „Herr Domprobst, Sie haben mich in's Leben zurückgerufen; Sie haben heute meine Seele gerettet. Gesegnet sei die Stunde, in der ich hieher kam und in der ich Sie hörte. Diese Stunde wiegt mir eine Ewigkeit auf.“ — Und nun erzählte er dem Heiligen, er habe sich mit einigen kalvinischen Predigern über die Anrufung der Heiligen besprochen, und sie haben ihm dieselbe als eine schändliche Abgötterei dargestellt; deßhalb habe er am nächstkommenden Donnerstage die katholische Religion abschwören wollen; aber durch die heutige Predigt sei er eines Bessern belehrt worden, und alle seine Zweifel seien nun gelöst. Der Mann fügte noch bei, er verabscheue daher von Herzen das Versprechen, das er jenen kalvinischen Predigern gegeben habe, und er schwöre der heiligen römisch-katholischen Kirche auf's neue treuen Gehorsam.

Das Geschehene wurde in der ganzen Gegend kundbar, und machte so großen Eindruck, daß dadurch das Wort des Lebens viele gelehrige und empfängliche Herzen gewann.

*

Spricht man dir Irrthum vor,
So sei doch ja kein Thor,
Und suche Wahrheit nur,
Verfolgend ihre Spur.

27.

Der gefundene Mittelweg.

Jemand kam zum heiligen Franz von Sales, um von ihm zwanzig Thaler zu borgen; er wollte ihm einen Schuldschein darüber ausstellen. So arm an Geld dieser Bischof war, so reich an Liebe war er; niemanden konnte er etwas versagen, und hätte sich lieber, um seinem Nächsten zu helfen, in Fesseln schlagen lassen. Er holte nun zehn Thaler, und sprach zum Bittenden: „Ich habe einen Mittelweg gefunden, der, wenn Sie mir glauben wollen, jedem von uns beiden einen Gewinn von zehn Thalern abwerfen wird.“ — Der Mann fragte: „Wie ist dies möglich, gnädigster Herr?“ Und er, der so freigebig seyn wollte, als er's seyn konnte, gab zur Antwort: „Wir beide brauchen nur die Hand aufzuthun; und dies ist eben nicht schwer. Sehen Sie, hier sind zehn Thaler, die ich Ihnen schenke, statt Ihnen zwanzig zu borgen. Sie gewinnen dadurch zehn; und erlassen Sie mir das Anlehen, so sehe ich die andern zehn als meinen Gewinn an.“

*

Bei'm Spenden ist das eigene Vermögen
Mit Liebe und mit Klugheit zu erwägen.

28.

Das kleine Mädchen.

Ein kleines Mädchen fuhr mit einer Verwandten neulich von Fontainebleau nach Paris zurück; ein Herr sah unterwegs in diesem kleinen Mädchen eine große

Aehnlichkeit mit seinem Kinde, das er vor einigen Jahren verloren hatte, und er wünschte, dies Mädchen an Kindesstatt annehmen zu dürfen. An der Post, wo die Mutter so eben ihr Töchterlein erwartete, bot er ihr beiläufig fünfzigtausend Gulden an, wenn sie ihm ihr Kind abtreten würde, und versprach, dasselbe als seine Erbin einzusetzen. Die Mutter weinte, weil sie nicht wußte, wozu sie sich entschließen sollte, da ihre Verwandten und viele Neugierige, die sich bei diesem Auftritte sammelten, ihr riethen, dies Anerbieten, welches das Glück des Kindes machen würde, anzunehmen. Aber das liebenswürdige Kind machte der Ungewißheit der weinenden Mutter bald ein Ende, indem es die Arme um den Hals der Mutter schlang, und dieselbe durchaus nicht verlassen wollte. — Der Herr, dies sehend, nahm selbst seinen Antrag zurück und schenkte der Kleinen eine Banknote von beiläufig fünfzigtausend Gulden.

*

Theurer, als jeder Schatz der Zeit,
Ist das Gefühl der Kindlichkeit.

29.

Die Frage des Hausmeisters.

Als der Kardinal Mauro Kapellari zum Pabste gewählt worden war, der sich Gregorius XVI. nannte, und der jetzt Jesu Kirche regiert, fragte ihn sein Hausmeister, auf welche Weise er es künftighin mit seinem bis dahin höchst mäßigen Mittagsmahl gehalten wissen wolle. Der Pabst gab ihm zur Ant=

wort: „Wie bisher; oder glaubst du denn, mein Magen sei größer geworden, seitdem ich Pabst bin?“

*

Jedem Amt und jeder Würde
Ist die Mäßigkeit zur Zierde.

30.

Der Prinz.

Kästner stellte, als er Professor zu Göttingen war, einstens in Gegenwart einiger vornehmer Studirenden Beobachtungen mit einem Fernrohr an. Ein junger Prinz ging, obschon der Professor es sich verbath, beständig von einer Seite zur andern, und dadurch, daß er vor das Fernrohr kam, unterbrach er ihn mehrmal in seinen Beobachtungen. Eine Zeit lang hatte der Professor gegen solche Unartigkeit Geduld, endlich aber sagte er unwillig zum Prinzen: „Euer Hoheit mögen immerhin durchlauchtig seyn, durchsichtig sind Sie nicht.“

*

Ist die Rüge fein,
Dringt sie tiefer ein.

31.

Die halbgeleerte Flasche.

Im Wappen eines angesehenen Kaufmanns in Flensburg findet sich eine halbgeleerte Flasche. Wie kam dies?

Der Großvater dieses Hauses war Soldat in einem Kriege zwischen den Dänen und den Schweden.

Nach einem Treffen, in welchem die Dänen Meister vom Schlachtfelde geblieben waren, wußte er bei Gelegenheit der Feldwache mit vieler Mühe eine Flasche Bier zu bekommen. Kaum wollte er aus dieser Flasche seinen Durst löschen, als er aus der Ferne das Wehklagen eines Schweden vernahm, der beide Beine verloren hatte und nach einem Trunk seufzte. Der edelmüthige Däne, seines eigenen Durstes vergessend, eilte ihm zu, beugte sich über den Flehenden und bot ihm die volle Flasche. Aber dieser heimtückische Schwede feuerte, um seinen noch größern Durst nach Rache zu stillen, in diesem Augenblick eine Pistole auf den Barmherzigen ab; aber dieser wich der Kugel glücklich aus. Nun nahm der Däne mit großer Geistesruhe seine Flasche, leerte sie zur Hälfte, und reichte sie dann dem entwaffneten Schweden mit den Worten: „Nun sollst du auch nur die Hälfte bekommen.“

Diese Edelthat wurde bekannt; und so kam die halbgeleerte Flasche in das Wappen.

*

Vergilt dir arg der Feind,
So handle doch wie Freund.

32.

Der Strohhut.

Ein Schweitzermädchen, das von dem unfern Genf gelegenen Dorfe Valavrau für ihre Hausherrschaft täglich die Milch zur Stadt trug, mischte ziemlich viel Wasser unter die Milch, um für sich ein Geld

zu erübrigen. Für dies Geld schaffte sie sich einen Strohhut an.

Als sie aber eines Tages, mit ihrer Waare belastet, in die Stadt schritt, riß ihr auf der Brücke über der Rhone plötzlich ein Windstoß den Strohhut vom Haupte und schleuderte ihn hinab in die Fluth. Da seufzte sie, dem Strohhut, den die Wellen forttrugen, traurig nachblickend: „Wie gewonnen, so zerronnen; das Wasser hat dich mir gebracht, das Wasser nimmt dich mir.“

*

Gewinn der Ungerechtigkeit
Verschwindet in dem Strom der Zeit.

33.

Der rohe Fischer.

Ein Fischer bei Bitterfeld, einer Stadt in Preussen, mußte für Bezahlung eine Menge Frohnleute über die Mulda schiffen, damit sie jenseits des Flusses das Heu einer herrschaftlichen Wiese ernten konnten.

Heute aber war er in der Frühe so eben nicht zu Haus, und seine Ehefrau verrichtete dies Geschäft; sie übersetzte im gewöhnlichen Fischerkahn oder Schifflein jedesmal nur neun Personen, damit ja kein Unglück geschehe. Aber bald kam ihr Mann herbei: im Schiffen und Schwimmen war er geübt, aber dabei ein grober und liebloser Mensch; — — er schalt und schmähte die Gattinn, daß sie so wenige Personen in's Schifflein aufnehme. Geitz und Habsucht trieben ihn an, eilfertig zu seyn, um wieder zu seinen

andern Geschäften zu kommen: er trieb also die noch übrigen wartenden Weiber und Mädchen, zwei und zwanzig an der Zahl, in's Schifflein; mehrere machten dagegen Vorstellungen; er aber, der nicht Ehrfurcht gegen die Menschheit hatte, beschwichtigte dieselben durch Grobheiten und Flüche.

Noch waren sie nicht weit gefahren, so füllte sich allmählig das Schifflein, in dem sie nicht sitzen, sondern nur stehen konnten, durch die Risse, welche durch die anhaltende Dürre entstanden waren, mit Wasser. Die Weiber verlangten von ihm, daß er umkehre; er aber fuhr sie mit den Worten: „Wenn mich der Teufel nicht holt, wird er euch auch nicht holen,“ an; und er kehrte nicht um, sondern ruderte fort. Jetzt aber, als man in namenloser Angst dem Land ziemlich nahe gekommen war, vermochte er nicht, das mit Wasser gefüllte Schifflein weiter zu bringen; gerade dort, wo der Fluß über zwölf Ellen Tiefe hatte, sank er mit allen Personen unter. Einigen herbeieilenden Leuten gelang es, vier Weiber aus dem Flusse zu ziehen. Die übrigen, die untergesunken waren, wurden erst nach einigen Stunden an's Land gebracht: mehrere Aerzte wendeten alles an, um sie in's Leben zurück zu bringen, aber alles war vergeblich.

*

Stets hüte dich vor rohen Leuten,
Weil Unglück sie gar oft bereiten.

34.

Der Gemsen-Jäger.

Ein Gemsen-Jäger verfolgte eines Tages eine Gemse auf den höchsten Gipfeln der Alpen. An einer furchtbar tiefen Kluft, über welche die Gemse wegsetzte, mißlang ihm der Sprung; er stürzte in den Abgrund, und zerbrach sich einen Arm. Herauf zu klettern war unmöglich; fremde Hülfe durfte er nicht hoffen: er sah also nichts vor sich, als den schrecklichsten Hungertod. Er hörte aber unter sich ein Wasser rauschen; ihm fiel bei, daß in Gebirgstiefen strömende Wasser irgendwo in's Freie führen; und ohne lange zu wählen, warf er sich in das Wasser, schwamm durch einen langen grausenvollen Schlund und gelangte endlich wirklich in's Freie.

*

Zu verwegen
Macht verlegen;
Kluger Muth
Macht es gut.

35.

Die List der Schwester.

Ansehnliche Eltern hatten an ihren zwei gesunden Töchterchen große Freude. Auf der einen Seite ihres Hauses breitete sich ein großer und mit ausgezeichnet guten Obstbäumen bepflanzter Garten aus. Das jüngere Töchterchen, das jetzt dreizehn Jahre alt war, schlich sich gern Abends im Dunkeln, wann die Fa-

milie im Hause war, allein in den Garten hinaus, um das zeitige, vom Winde abgerissene Obst aufzusuchen, und zu sich zu stecken. Dies wußte die Schwester, die älter war; und sie beneidete sie, weil sie selbst nicht so bequem das Obst im Garten aufsammeln und zu sich nehmen konnte, da sie anstatt der kränklichen Mutter häusliche Geschäfte besorgen mußte. Sie dachte auf ein Mittel, der Schwester die Freude zu verderben.

Mitten im Garten stand ein Backofen; in diesen versteckte sich die Neidige, und wartete auf die Obstsammlerinn. Kaum schlich diese unter den Bäumen im Dunkeln herum und suchte mit ihren Händchen Obst, da sie es kaum sehen konnte; so lief jene ganz schwarz gekleidet mit einem Geschirre voll glühender Kohlen in der einen Hand und in der andern mit einem Krug Wasser nun aus dem Backofen auf sie zu, und goß, ohne ein Wort zu sagen, Wasser auf die glühenden Kohlen. Ihr schwarzer Anzug, die glühenden Kohlen, das Geprassel des darauf gegossenen Wassers machten solche Wirkung, daß das Mädchen sehr erschrack. Die Unglückliche wußte nicht, wie sie in's Haus zurückkam; die Eltern fragten sie, warum sie so blaß aussehe und am ganzen Leibe zittere; aber sie konnte kein Wort reden. Erst am folgenden Tage erzählte sie, welch' ein Schreckbild sie gesehen habe. Am dritten Tage klagte sie über Kopfweh und reissenden Schmerzen am rechten Arm und am rechten Fuß; endlich überfiel sie der sonderbarste Krampf. Dieser furchtbare Krampf kam anfangs täglich Einmal; — aber in etlichen Wochen nahm das Uebel zu; das Kind verlor alle Munterkeit und bekam eine blaßgelbe Gesichts-

farbe. Die Eltern schickten sie nach München, wo sie ein Arzt in die Kur nahm; er erklärte sogleich, das heftige Leiden sei von einem plötzlichen Schrecken verursacht worden; dies Urtheil des Arztes bestätigte sich im Verlaufe der Kur immer mehr. Die Krämpfe blieben erst nach einer halbjährigen Kur gänzlich aus.

*

Nie jage einen Schrecken ein;
Es könnte höchst verderblich seyn.

36.

Das Gespenst in der Sägemühle.

Ungefähr acht Tage nach dem Tode der Müllerinn in einem gewissen Orte Bayerns ließ sich in der Sägemühle ein Gespenst sehen; es schleppte schwere Ketten in schwarzer Kleidung. Der Müller, ein reicher, aber eben so abergläubischer Mann, faßte endlich das Herz, und fragte den Geist, wer er sei. Der Geist antwortete mit ächzender, weinerlicher Stimme, er sei der Geist der verstorbenen Gattinn, und könnte durch sechs Rosenkränze erlöset werden aus dem Orte der Qualen; es müßten aber diese sechs Rosenkränze vom ganzen Hausgesinde zugleich und in Einem fort gebethet werden; der böse Feind, dem diese Erlösung zuwider sei, werde im ganzen Hause poltern und das schrecklichste Getöse machen; da müsse sich denn aber niemand in der Andacht stören lassen. — Der Mann versprach willig und treuherzig seine Hülfe.

Er foderte sein Hausgesinde zur Abbethung der sechs Rosenkränze auf, und ermunterte es gar sehr,

kein Gepolter des Teufels zu achten und sich in der Andacht auf keine Weise stören zu lassen. Nun bethete Alles. Es war großes Gepolter im Hause; aber man bethete ruhig fort. Erst mit dem Anfange des sechsten Rosenkranzes ward es im Hause etwas stiller; und endlich verlor sich das Gepolter gänzlich. Beruhigt sagte der Müller: „Nun ist der Geist erlöst.“ — Als man aber zu Bette gehen wollte, und in die Schlafkammern des obern Stockes trat, fand man alle Kästen aufgesprengt und leer. Das Beßte an Leinenzeug und verschiedenes Hausgeräth sammt einer baaren Geldsumme von dreitausend Gulden war geraubt.

*

Leichtgläubigkeit
Ist nicht gescheid.

37.

Der Thierquäler.

Der Knabe Wilhelm Teichmann, Sohn eines Bauers, war ein unbesonnener Wagehals und ein arger Thierquäler. Er strich immer in Gebüschen und Wäldern herum, und spähte nach den Nestern der Vögel, um ihre Jungen zu erhaschen. Bekam er ein Nest, so zerbrach er die Eier, ohne zu bedenken, wie nützlich der Menschheit die Vögel seyen; oder er riß die armen Thierchen heraus, und marterte sie zu todt; — am meisten belustigte er sich damit, daß er die Vögelein auf ein Brett legte, und durch einen Schlag auf dasselbe sie in die Luft prellte. Von diesem Elenden war wohl nichts anderes zu erwarten, als er

werde, einst erwachsen, auch gegen Menschen grob und grausam seyn.

Einstens, als er früh Morgens das Vieh seiner Eltern in einer Gegend hütete, wo mehrere hohe Eichen und Linden standen, auf denen manches Vögelchen ein Nest hatte, erblickte er auch ein Nest auf einer alten, hohen und hohlen Eiche; er bestieg diese Eiche.

Es kam der Mittag und Wilhelm, der sein Vieh heimtreiben sollte, erschien nicht zu Haus. Die Eltern, die lange mit dem Essen auf ihn harrten, schickten endlich hinaus auf die Weide; man fand das Vieh zerstreut und in Getreidfeldern umhergehen; aber den Knaben fand man nirgends. Auch Abends erschien kein Knabe. Vergebens suchte man ihn; und man erfragte ihn nicht, noch eine Spur von ihm.

Groß war der Jammer der Eltern. Sie ließen sich den Argwohn beibringen, ein böser Nachbar habe den Knaben getödtet. Dieser Argwohn wurde laut, und es war nahe daran, daß unschuldige Leute in Untersuchung kommen sollten.

Nach einiger Zeit zerbrach ein heftiger Sturmwind mehrere Bäume in der Gegend umher, auch jene Eiche, auf die der Knabe gestiegen war. — Der Eigenthümer der Eiche ging hin, las die Trümmer zusammen, und hieb den noch stehenden Theil der hohlen Eiche um. Bei dieser Arbeit fand er einen fast verweseten Menschenkörper in der Eiche. Ihn und alle, die bei ihm waren, überfiel Schrecken und Entsetzen: sie flohen eiligst davon, und machten die Sache ruchtbar. Alles strömte nun nach jener Stelle, wo die umge-

hauene Eiche lag; auch die Eltern jenes Knaben kamen herbei; bei'm ersten Anblick des todten Körpers riefen diese: „Ach, das ist unser Wilhelm! Das waren seine Kleider, dies seine Mütze!“ — Man nahm nun den todten Körper heraus und fand einige Vogelgerippe in einem Säckchen, das an der Jacke auf seiner Brust befestigt war. Es war nun kein Zweifel, der Knabe sei von einem Aste abgeglitten und in den hohlen Stamm hinabgefallen.

*

Die Sünde meidend thu, was Gott gefallen mag;
Dann ruht auf dir der Gottessegen jeden Tag.

38.

Der Hirt.

Im Jahr 1367 begab sich der Graf von Würtemberg, Eberhard II., nach Wildbad, um dort nach manchen ritterlich bestandenen Fehden auszuruhen und seinen narbenvollen Leib durch das wohlthätige Bad zu stärken. Nur wenige begleiteten ihn; und sie waren zu keinem blutigen Streite gerüstet, da sie vermeinten, sie machen nur eine Lustreise. Der Graf wußte zwar wohl, daß die Zahl seiner Feinde und derjenigen, die ihn wegen seines Ruhmes und seiner immer steigenden Macht beneiden, unter dem schwäbischen Adel nicht gering sei; aber er meinte, durch den Landfrieden, welchen der Kaiser unlängst hatte beschwören lassen, sei er vor allen Nachstellungen auch an offenen Orten hinlänglich sicher. Aber hierin irrte sich der Graf.

Ein Bund schwäbischer Ritter, die sich von den silbernen Schlägeln oder Keulen, welche sie an sich trugen, „die Schlägler“ nannten, hatte beschlossen, den Grafen in Wildbad zu überfallen, um wenigstens ein schweres Lösegeld von ihm zu erpressen. Plötzlich umzingelten sie das in einem engen Thale gelegene und von allen Seiten mit hohen Gebirgen umgebene Städtchen. Ueber sie zu siegen war eine Unmöglichkeit.

Da trat vor den Grafen ein armer Hirt, der sein Unterthan war, und erbot sich, auf einem sonst unbekannten Pfade durch das waldige Gebirge ihn zu geleiten und an einen sichern Ort zu bringen. Eberhard, der die Treue seiner Unterthanen zu schätzen wußte, vertraute sich dem Hirten; er folgte ihm die steilen Berge hinan und durch die wildesten Felsenschluchten. Als der Graf ermattete, trug ihn der rüstige Hirt auf seinem Rücken fort. So gelangten sie endlich nach Havelstein, wo nun der Graf in Sicherheit war. Er belohnte den treuen Retter reichlich; und zum Andenken an diese Begebenheit ließ er eine Münze schlagen, deren Gepräge ein Kreuz und eine Hand war.

*

Freundlich ruft und ernst uns zu das Alterthum:
„Treue ist der Unterthanen schönster Ruhm.“

39.

Das Christenfett.

Ein Taglöhner, der im Spitale zu Nancy in Frankreich von einer peinlichen Krankheit nicht völlig

geheilt worden war, hörte im Jahr 1829 einen Quacksalber sagen, er könne nur durch Christenfett hergestellt werden. Er war thöricht genug, diesem albernen abergläubischen Geschwätze Glauben zu schenken. Um sich Christenfett zu verschaffen, bemächtigte er sich des Sohnes von einem Freunde, schleppte denselben in ein Gehölz, und brachte ihn ums Leben. Furcht vor Todesstrafe und Verzweiflung wegen der verübten That besiegten ihn schon am nächsten Tage, und er erhängte sich an einem Baume.

*

Verübter Aberglauben,
Was kann er dir nicht rauben?!

40.

Die nachgeworfene Spinne.

Wir sollten niemand mit einem Thiere schrecken, gegen das er etwa Eckel oder Widerwillen hat.

Ein Lehrer eines achtzehnjährigen Mädchens zu Devon in England warf aus Spaß eine Spinne nach ihr; die Spinne kroch ihr auf der Haut den Rücken hinunter, und das Mädchen starb vor Schrecken.

*

Einen Spaß, der schaden kann,
Unterläßt der kluge Mann.

41.

Die Donnerkeile.

Chaumette, Geschäftsverwalter des Pariser Stadtrathes, hielt eine gotteslästerliche Rede, worin

er den Allmächtigen mit den entsetzlich frevelhaften Worten herausfoderte: „Bist Du, warum schleuderst Du nicht deine Donnerkeile auf mein Haupt, und zerschmetterst mich nicht?“

Einige Wochen später wurde dieser Gotteslästerer zum Richtplatze geführt. Da erhob sich aus der Menge der Zuschauer eine volltönende Stimme, welche rief: „Chaumette, Bösewicht, heute sendet dir der Höchste seine Donnerkeile.“

*

Straft den Frevler Gott nicht heut,
Thut er's doch zu seiner Zeit.

42.

Das wohlfeil erlangte Pferd.

James Browne, der Sohn eines reichen Pachters in einer Landschaft Englands, mußte gewöhnlich in die benachbarte Stadt gehen, um seines Vaters Handel mit Lebensmitteln zu besorgen. Aber damals machten Räuber jene Gegend unsicher. Der zwölfjährige Knabe bewies aber eine in seinem Alter ungewöhnliche Klugheit, durch die er sich vor der Gefahr, beraubt zu werden, sichern möchte: sorgfältig steckte er die Gold- und Silberstücke bei Seite, und zeigte unter Wegs nur Kupfergeld und höchstens kleine Silbermünzen.

Jetzt ging er an einem schönen Frühlingsmorgen wieder aus. Kaum hatte er eine Stunde zurückgelegt, als ein wohlberittener Räuber ihm den Geldbeutel abfoderte. Der Knabe weigerte sich, that ganz furcht-

sam, und schrie um Hülfe; der Räuber setzte ihm aber zu, und drohte; da fuhr der Knabe mit der Hand in die Tasche, in der er Kupfergeld hatte, und warf eine Handvoll über den kleinen Graben, indem er zum Räuber sagte: „Da du mir mein Geld abnimmst, sollst du wenigstens die Mühe dir geben müssen, es zusammen zu lesen." Der Räuber, der vor dem wehrlosen Knaben keine Furcht hatte, stieg vom Pferd, und sprang über den kleinen Graben. Aber während der Räuber das Kupfergeld zusammenlas, schwang sich der Knabe mit Leichtigkeit auf das Pferd des Räubers, und entfloh im gestreckten Galopp. Schon entschwand er den Augen des Räubers.

*

Wer Klugheit hat,
Der findet Rath.

43.

Der Flügelschlag.

Zu Katwyk = op = Zee in Holland war ein Jäger wegen seiner Thierquälerei sehr verrufen. Vor einiger Zeit kam er eines Tages von der Jagd heim, und brachte einen Wasservogel mit, den man Meve nennt. Er ließ das arme Thier in seinem Zimmer herumflattern. Sein geladenes Gewehr stellte er nieder, und setzte sich in einen Armstuhl. Die Meve schlug mit ihrem gelähmten Flügel an das Gewehrschloß; das Gewehr ging los, und die Kugel fuhr in die Brust des Thierquälers; todt stürzte er aus dem Stuhle.

*

Unter Gottes Strafgerichte fällt,
Wer aus Leidenschaft die Thiere quält.

44.

Der Pachter.

In den Schreckenstagen der französischen Staats-Umwälzung lebte in einem Dorfe, unweit von Lyon, ein ehrlicher Pachter, der Lukas hieß. Er war arbeitsam und dienstfertig ohne Wortmacherei. Sein Wahlspruch war: „Recht thun, und niemand fürchten!“

Unter den Tausenden, welche durch die Wuth der Empörungsmänner unschuldige Opfer des Todes wurden, war auch der Gutsherr des Lukas. Dieser Gutsherr hinterließ zwei Kinder, einen Knaben von sechs Jahren, und ein achtjähriges Mädchen. Kein Mensch wollte sich dieser Waislein annehmen; denn die Furcht machte auch die Edelmüthigsten zaghaft. Das Vermögen vom Vater dieser Kinder wurde als Eigenthum der Nation erklärt. Lukas kaufte das Gut. Alle seine Nachbarn verabscheuten diesen Kauf eines fremden Gutes als ungerecht; sie verwunderten sich um so mehr über diese Handlung des Lukas, da er von jeher im Rufe eines frommen und rechtlichen Mannes stand, und da er jetzt keine Kinder hatte. Man schmähte auf ihn, bezeigte ihm kaum mehr eine Achtung, und schien seinen Umgang zu vermeiden.

Aber wegen seines Kaufes war mit ihm niemand unzufriedener als seine Gattinn Martha: denn sie

hielt den Kauf für eine offenbare Sünde. Bei jedem Anlasse warf sie ihm vor, es klebe ungerechtes Gut an seinen Händen, und der Segen Gottes werde gewiß von ihm weichen. Er aber achtete nicht auf ihre Vorwürfe; gewöhnlich schwieg er, weil er immer noch meinte, es sei das Schweigen das Beßte.

Als sie eines Abends ihre gewöhnliche Strafpredigt ihm wieder hielt, unterbrach er sie, und sprach: „Du bist ein rechtschaffenes Weib, hältst dein Hauswesen in Ordnung, gibst gern Almosen, betest und arbeitest zu rechter Zeit; aber Eines scheint dir zu entgehen.“ — „Und was denn?“ fragte Martha. Er antwortete: „Daß man nicht nach dem Scheine richten soll.“

Nun ging er hinaus in's Freie. Indem er dort unter seinen Bäumen stand, gingen zwei Kinder auf ihn zu, ein Knabe und ein Mädchen; sie flehten so herzlich, wie die Unschuld flehen kann, um Nachtherberge. Lukas fragte sie: „Kinder, woher kommt ihr?“ — Das Mädchen antwortete: „Wir kommen aus der Stadt, wo uns niemand mehr aufnehmen wollte.“ — Er fragte weiter: „Habet ihr keine Eltern, oder Verwandte?“ — Seufzend antwortete das Mädchen: „Ach, wir sind allein in der Welt. Vor zwei Jahren starb uns die Mutter, und unser Vater wurde hingerichtet, weil er ein Edelmann war; und ein Oheim, ein Geistlicher, der uns nachher zu sich genommen hat, wurde vor zwei Tagen durch Bewaffnete über die Gränze gebracht. Jetzt wollen wir eine Base aufsuchen, die zehn Stunden von hier auf dem Lande wohnt; vielleicht lebt sie aber auch nicht mehr.“ Im Herzen tief bewegt,

fragte Lukas die Kinder um den Namen ihres Vaters. Sie nannten dessen Namen. Da nahm er sie freudig bei der Hand und führte sie in sein Haus. Er rief der Martha entgegen: „Hier bringe ich dir Gäste. Tische geschwind auf; die guten Kinder sind hungerig!“ Mit großen Augen fragte Martha, was für Kinder dies seyen. Er antwortete ihr: „Es sind die unsrigen. Nun, ist es vielleicht nicht recht? Wie jammertest und wehklagtest du, als der liebe Gott unsern kleinen Jakob zu Sich nahm; und jetzt schickt Er uns dafür ein Pärchen.“ — Martha begriff den Sinn seiner Worte nicht; er aber sprach zu ihr: „Heute sollst du deine mir gemachten Vorwürfe nicht mir, wohl aber dem lieben Gott abbitten. Ich habe dies Gut nur deßwegen gekauft, auf daß es den hülflosen Waisen erhalten werde, denen es gehört. Sogleich nach dem Tode unsers Gutsherrn schrieb ich an einen Bekannten in der Stadt, und bath ihn um Nachricht von den Kindern desselben; er konnte aber nichts erfahren, wohin sie gekommen seyen. Jetzt führt sie der Himmel selbst an unsre Thür. Diese sind es; und von nun an sind sie unsere Kinder.“ — Martha vergoß Thränen der Freude über die Rechtschaffenheit ihres Gatten; sie umarmte die Kinder; und nun tischte sie ihnen auf, was sie hatte.

Lukas nahm die Kinder nach gesetzlicher Vorschrift an Kindesstatt an. Er sagte zu ihnen: „Von jetzt an müsset ihr meinen Namen führen, kommen ruhigere Zeiten, wo die Namen nicht mehr Verbrechen seyn werden, dann möget ihr euern Namen wieder annehmen.“

*

Urtheile über Thaten niemals nach dem Schein;
Es kann ja gut, recht gut, dabei die Absicht seyn.

45.

Das Opfer.

Ein armer Mann im russischen Kaiserreich wurde durch den Tod eines Verwandten der Erbe einer Besitzung, deren Werth beiläufig sechzigtausend Gulden betrug. Aber es erhob sich ein Prozeß über diese Erbschaft; der Erbe sah sich genöthigt, nach Petersburg zu gehen, um dort sich das Recht zu finden. Allein, es vergingen Monate und Jahre, ohne daß er sein Recht erhalten konnte. Endlich ermüdet, beschloß er, die ganze Sache aufzugeben. Es wurde ihm aber durch den Minister oder obersten Staatsbeamten der Rechtspflege eröffnet, durch ein Opfer könne er den Prozeß in zwei oder drei Tagen zu Ende bringen. — Das Opfer, das der Minister foderte, betrug beiläufig tausend Gulden. Der arme Mann wußte aber solche Geldsumme nicht zu erhalten. Er faßte den Entschluß, sich an den Kaiser Nikolaus zu wenden. Seine Bitte um Vorschuß der tausend Gulden gelangte an den Kaiser. Diese Bitte war dem Kaiser so auffallend, daß er den Bittsteller zu sich kommen ließ, und ihn fragte, was ihn zu dieser sonderbaren Bitte veranlaßt habe. Der Mann erzählte ihm die Sache. Der Kaiser wollte sich persönlich von der Wahrheit überzeugen, und gab dem Mann Papiergeld oder sogenannte Banknoten, von denen er aber sich zuvor die Nummern aufgezeichnet

hatte; zugleich trug er dem Mann auf, ihm den Ausgang des Geschäftes anzuzeigen.

Der Mann eilte zum Minister und gab ihm die Banknoten. Dann begab er sich zum Kaiser, und erzählte ihm, der Minister habe es übernommen, die Sache sogleich in's Reine zu bringen. Ungesäumt ließ der Kaiser den Minister rufen; er fragte ihn, ob ihm heute von jemand ein Geschenk gemacht worden sei. Durch diese unerwartete Frage überrascht, und nicht zweifelnd, er sei verrathen worden, fand der Minister für gut, den Empfang des Geschenkes zu gestehen. Der Kaiser ließ sich die vom Minister angenommenen Banknoten vorweisen, und es waren gerade dieselben, die jener Mann vom Kaiser erhalten hatte.

Der Mann erhielt sein Recht; der Minister aber wurde nach Sibirien verbannt.

*

Wer Ungerechtes thut,
Der bettet sich nicht gut.

46.

Das Hündchen.

Leonore, die einzige Tochter angesehener Eltern, war ihnen zur Freude; denn sie war ein sehr gutes Kind. Immer munter und arbeitsam, erzeigte sie sich gegen jedermann freundlich. Ihre Edelmüthigkeit zeigte sich auch dadurch, daß sie gegen Thiere gut war. Der Vater schenkte ihr einstmals ein artiges Hündchen. Das Hündchen gewann sie sehr lieb, und aß am liebsten aus ihrer Hand; immer war es ihr zur Seite.

Eines Tages kam ihr Vater mit dem Hündchen zur Winterszeit nach Hause, da Leonore eben Suppe aß; das Hündchen aber war hungerig, und sie gab ihm unvorsichtiger Weise eine heisse Suppe, die es gierig auffraß. Am folgenden Tage fing das Hündchen an, traurig zu werden; es wollte nicht mehr scherzen, nichts mehr essen, kroch von einem Winkel in den andern, und zog seinen Schweif zwischen die Füße. — Man hätte das Hündchen nun tödten sollen, weil zu vermuthen war, es habe die Wuth. Aber Leonore fühlte Mitleid für das Hündchen, streichelte und küßte es, indem sie sagte: „He, mein lieber Joli, was fehlt dir denn? Bist du krank? Ja, recht krank bist.“ Da biß sie ihr Liebling in die Hand. Weder sie, noch ihre Eltern besorgten üble Folgen von dem Bisse. Das Hündchen verlief, und es war nimmer zu erfragen; dies hätte ihnen um so mehr die Vermuthung beibringen sollen, das Thier habe die Wuth. Leonore blieb acht Tage munter und gesprächig. Endlich zeigte sich, sie leide bereits an der Wasserscheu oder Wuth. Ihr Leiden wurde unbeschreiblich groß, und sie starb an dieser furchtbaren Krankheit.

*

Unvorsichtigkeit
Wird zu spät bereut.

47.

Lucius Piso.

Lucius Piso wurde zu Rom von Lucius Klaudius eines schweren Verbrechens angeklagt; und er ward überwiesen.

Es hatte etliche Tage nach einander geregnet, und die Erde war sehr erweicht. Da wurde dem Lucius Piso auf freiem Platze das Todesurtheil angekündigt; er warf sich der ganzen Länge nach auf den Boden, bekannte in tiefer Selbstverdemüthigung sein Verbrechen und bath die Versammlung um Gnade. Man befahl ihm aufzustehen; er stand auf; da er ganz besudelt war von Koth, hatte man Mitleid gegen ihn. Dies Mitleid bemerkend, sprach er mit einem tiefen Seufzer: „Ach, die Erde, von der ich gekommen bin und in die ich nach euerm Befehl zurückkehren soll, hat mich bereits umfangen.“ Diese Worte rührten die Herzen; er ward begnadigt und auf freien Fuß gestellt.

*

Bekenntniß der Schuld
Erlanget noch Huld.

48.

Der gesuchte Schlüssel.

Ein Mönch, der in einem Kloster lebte, das einen Vorsteher hatte, der den Titel Abt führte, ging stets mit geneigtem Haupte, und mit niedergeschlage=

nen Augen umher. Er wurde insgemein der Demüthige genannt. Nach dem Tode des Abtes wurde er wegen seiner Demuth zum Abte gewählt. Aber bald trug er den Kopf nun hoch, und seine Augen erhoben sich; man verwunderte sich über diese Aenderung, und äusserte ihm, daß man sich darüber verwundere; da sagte er: „Ich habe lange Jahre die Augen auf den Boden gerichtet, weil ich den Abtei-Schlüssel suchte; nun habe ich ihn gefunden."

*

Wer demüthig sich nur stellt,
Den verachtet alle Welt.

49.

Die Ehrung der Bücher.

Martinus Silicäus, Erzbischof von Toledo, begab sich in eigener Person in die Buchhandlung, um Bücher zu kaufen. Er nahm die gekauften Bücher unter den Arm, um sie nach Haus zu tragen; seine Bedienten wollten sie ihm abnehmen, weil es sich nicht schicke, daß er selbst die Bücher trage; aber er erwiederte ihnen: „Ich lasse nicht geschehen, daß ihr sie traget; die Bücher haben mich zu hohen Ehren gebracht; warum sollte ich sie nicht auch dadurch ehren, daß ich sie selbst nach Haus trage?"

*

Die Bücher halt in Ehren,
Weil Großes sie gewähren.

50.

Die Edelsteine.

Ein vornehmer Herr, der vor dem Pabste Pius erschien, und Anlaß fand, von Edelsteinen zu reden, lobte die Edelsteine gar sehr; der heilige Pabst aber deutete mit dem Finger auf seine Bücher, und sprach: „In diesen sind die wahren Edelsteine.“

*

In guten Büchern ist ein wahrer Schatz,
Demselben mach' in deinem Herzen Platz.

51.

Die unbesonnene Hausfrau.

Ein ein und zwanzig Jahre altes Mädchen zu Gera hatte sich im Winter 1795 an einem sehr kalten Tage müde gearbeitet, und sollte nun noch Abends in der warmen Stube spinnen. Ohne Gesellschaft und mit dieser einförmigen Arbeit beschäftigt, wurde die Ermüdete vom Schlafe überwältiget, und schlief hinter ihrem Spinnrade ein. Die Hausfrau, in die Stube tretend, fand das Mädchen schlafend; — sie hätte mit der gethanen Arbeit des Mädchens zufrieden seyn, und sie sanft wecken und zu Bette gehen heissen sollen. Aber die Unbesonnene weckte sie nicht, sondern schlich zum Wasserkrug, und goß dem Mädchen viel kaltes Wasser über das Haupt. Dadurch wurde das Mädchen heftig erschreckt, und auch erkältet; sie sprang auf, und verfiel bald in Krämpfe. Diese Krämpfe kehrten von Zeit zu Zeit zurück, und verzehrten ihre

...ifte. Nach einigen Monaten mußte sie, als Opfer ... Unbesonnenheit von der thörichten Hausfrau, ihr ...ges Leben enden.

*

Sei klug; thu niemand etwas an,
Das der Gesundheit schaden kann.

52.

Der Offizier und sein Fürst.

Ein menschenfreundlicher und thätiger Fürst hatte die Gewohnheit, verkleidet umher zu gehen, um hie und da sich zu überzeugen, ob seine Gesetze vollzogen werden, und was seine Unterthanen über seine neuen Verordnungen sagen.

Eines Tages ging er in ein Kaffeehaus. Es war so eben von keinen Gästen besucht: er ließ sich Thee geben, und las eine Zeitung. Endlich trat ein Offizier ein, setzte sich an denselben Tisch, und ließ sich Kaffee vorsetzen. Sie kamen bald in ein Gespräch. Der Offizier erzählte, er sei Hauptmann, und er sei in die Hauptstadt gekommen, sich bei dem Fürsten selbst zu beschweren, daß man ihn schon mehrere Male bei Beförderungen umgangen habe; und man habe dies ohne Grund gethan, da seine Kenntnisse und sein Betragen allgemein belobt werden. Der Fürst fragte ihn, ob er sich schon an die höchsten betreffenden Behörden gewandt habe; der Offizier bejahte diese Frage, und fügte hinzu, er sei auch da abgewiesen worden. — Der Fürst sprach: „Was aber dann, wenn Sie der Fürst auch abweist?“ Der Offizier versetzte: „Nun,

so ist er ein Bärenhäuter, wie alle andern, die mich abwiesen.“ — Diese Rede war unklug und unedel. Der Fürst aber erwiederte hierauf nichts.

Den andern Tag ging der Offizier in's Schloß, um dem Fürsten seine Bittschrift selbst zu übergeben. Er wurde sogleich vorgelassen, stutzte aber nicht wenig, da er eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem Fürsten und jenem Mann, den er gestern im Kaffeehaus gesprochen hatte, wahrnahm; jedoch wußte er seine Anliegen furchtlos und mit guter Haltung vorzutragen. Der Fürst fragte ihn, wie gestern, ob er sich an die höchsten betreffenden Behörden gewandt habe; und da er antwortete, er habe es vergebens gethan, sagte der Fürst: „Und wenn ich Sie nun auch abweise?“ Klug antwortete der Offizier: „Ja, nun, so bleibt es bei'm Alten.“ Herzlich lachte der Fürst über den Doppelsinn dieser Antwort, und sprach: „Gehen Sie mit Gott; Sie sind Major (höherer Offizier); und es bleibt nicht bei'm Alten.“

*

Hast du einen Fehler der Grobheit gemacht,
Mach' ihn wieder gut mit gescheidem Bedacht.

53.

Das Versiegelte.

Es war eine kalte finstere Nacht, wie man sie nur in Flandern zu sehen gewohnt ist. Am Himmel jagten schwarze Wolken dahin, die nur bisweilen einen Mondstrahl auf die Dächer der Häuser und auf die Thürme der Stadt Leyden fallen ließen. Man hörte

nur das Aechzen der Windfahnen, und den feinen Regen, den die Winde an die Häuser warfen. Schon war die zweite Stunde nach Mitternacht; aber in einem Gäßchen der Stadt sah man noch immer Licht in einem Fenster; denn der arme Schuhmacher Sander Wermans arbeitete im Stübchen fleissig mit seiner Frau neben einer Wiege, in der zwei Kinder schliefen. Jetzt sagte er zu seiner Gattinn: „Frau, hörst du nichts?“ Marianna antwortete ihm: „Nein; der Wind wird dich getäuscht haben.“ Aber bald sagte er wieder: „Ich versichere dich, daß ich die Stimme eines Menschen gehört habe. Horche! es ist gewiß ein Unglücklicher!“ — Der Schuhmacher ließ sich nicht zurückhalten, sondern ging hinaus; die Gattinn folgte ihm. Bald hörten sie deutlich das Rufen eines Menschen, und sahen bei dem Scheine ihrer Laterne an einem Hause, das man in jenen Tagen ausbesserte, eine Gestalt. Jemand war in den Kanal gefallen, und hier hätte er sterben müssen, wenn ihm nicht Hülfe zu Theil geworden wäre. Der Schuhmacher und dessen Gattinn zogen nach vieler Anstrengung den Mann heraus; sie brachten ihn nun in ihre Wohnung, und pflegten ihn, so gut sie es vermochten.

Am kommenden Morgen eilten sie in die Kammer, die sie ihrem Geretteten zur Ruhe angewiesen hatten; aber zu ihrer Verwunderung sahen sie niemand darin; das Fenster stand offen, und der Gerettete war vermuthlich durch dasselbe hinausgestiegen.

Die Sache machte in diesem Gäßchen der Stadt großes Aufsehen; aber niemand errieth es, wer der Gerettete sei.

Nach drei Tagen erschien ein sehr nett gekleideter Mann bei dem armen Schuhmacher Wermans. Er hielt in der Hand etwas, das in Pergament eingeschlagen, und mit einer Schnur umwunden und versiegelt war; und er gab sich als jenen Geretteten zu erkennen. Er sprach: „Eine solche That darf nicht vergessen werden; da nehmet dies, und verwahret es wohl. Kümmert Euch nicht darum, was es wohl seyn möge; gedenkt aber daran, wenn Euch ein Unglück trifft, und traget es dann zu unserm Bürgermeister — oder zu wem Ihr sonst wollet, und Ihr werdet einige hundert Gulden dafür erhalten.

Der Schuhmacher, dem dies alles sonderbar vorkam, verschloß das Ding sorgfältig, ohne es zu öffnen.

Das Jahr 1672 war für Holland ein schweres; drei französische Heere fielen in das unglückliche Land ein. Der Schuhmacher Wermans gerieth mit seiner Gattinn in die äusserste Armuth. Nun ging er mit jenem versiegelten Dinge zum Bürgermeister, und erzählte ihm das Geschehene. Der Bürgermeister öffnete das versiegelte Ding, und sieh', er fand ein Gemälde von verwunderlicher Schönheit; er sagte: „Von Gerhard Dow ist es nicht; denn so gut konnte er nicht malen: es kann nur von Mieris seyn; nur er vermag ein solches Meisterstück zu verfertigen.“ — Und wirklich standen in einer Ecke des Gemäldes die Worte: „Franz Mieris. 1670.“ — Der arme Schuhmacher erhielt sogleich von dem Bürgermeister für das Kunstwerk zwölfhundert Gulden.

*

Wer hilft, wo er nur helfen kann,
Trifft selbst auch eine Hülfe an.

54.

Die Frage.

Maury, ein Geistlicher, wurde in der Schreckenszeit der französischen Revolution oder Empörung an einem Abende auf der Gasse vom Pöbel umringt, und zu einem Laternen-Pfahle geschleppt, wo die Unmenschen ihn aufknüpfen wollten. Ganz ruhig fragte er sie: „Was habt ihr mit mir vor? Wollet ihr mich deßwegen an diesen Laternen-Pfahl hängen, weil ihr meinet, daß ihr dadurch heller sehen werdet?"

Dieser mit Geistesruhe vorgebrachte Witz gefiel den Unmenschen so gut, daß sie ihr böses Vorhaben unterließen.

*

Die Geistesruh' bewahr'
In jeglicher Gefahr.

55.

Das nachgeahmte Katzen-Geschrei.

Ein Müller in Merzweiler am Oberrhein hatte die üble Gewohnheit, die Leute durch nachgeahmtes Miauen der Katze zu erschrecken.

Einst wollte er mit seinem Miauen einen Förster necken, schlich sich hinter einen Busch, und fing ein erschreckliches Katzengeheul an. Der Förster, ihn nicht

sehend, rief: „Wer da?“ Der Müller gab keine Antwort, sondern miauete fort; nun schoß der Förster auf den Busch los; und schwer getroffen fiel der Müller nieder.

*

Muthwille handelt oft verwegen,
Und eilt dem Unglück selbst entgegen.

56.

Der Wilde.

Ein Priester, der sich nach Westindien unter die Wilden begeben hatte, hörte einst gegen Abend am Eingange eines Waldes die Stimme eines Jammernden; er ging der Stimme nach, und fand unter einem Baume einen Wilden, der alt war und entkräftet da lag. Der Priester redete ihn in seiner Landessprache an, erhielt aber anfänglich keine Antwort von ihm; endlich sagte der Wilde mit kläglicher Stimme: „Ach, heute machte ich bei'm Morgenroth mich auf, und hoffte, in meine Heimath zu kommen; aber ich habe mich verirrt; es wird schon dunkel, und ich bin müde; nun muß ich hier bleiben. Hier aber werden Schlangen, oder wilde Thiere, oder meine Feinde mich umbringen. Mein armes Weib! meine armen Kinder!“ Der Priester hatte Mitleid mit ihm, und bat ihn, mit ihm zu gehen. Der Wilde erwiederte ihm: „Aber du kennst mich nicht.“ Der Priester sagte: „Ich brauche dich nicht zu kennen; komm nur!“ Und er führte den Ermüdeten in seine Hütte. Hier reichte er

ihm Erquickung, und bereitete ihm ein Nachtlager dicht an seinem Bette, so daß nur eine leinene Wand sich zwischen beiden befand. — Der Wilde legte sich hin.

Mitten in der Nacht weckte den Priester ein Geräusch; ihm schien, der Wilde stehe von seinem Nachtlager auf: da wandelte den Priester eine Furcht an; er horchte, erkannte aber, wie ungegründet seine Furcht sei; denn der Wilde bethete auf seinen Knien so: „O Gott, ich danke Dir, daß Du auf meinem Wege die Sonne mir hast leuchten lassen; ich danke Dir, daß mich keine Schlange biß; daß mich kein wildes Thier anfiel; und daß mir keiner meiner Feinde begegnete. Ich danke Dir, daß dieser gute Freund gekommen ist, und mich in seine Hütte geführt hat. O Gott, wenn dieser Fremde, oder wenn seine Freunde oder Nachkommen sich einst auf Reisen befinden, so laß ihnen auch deine Sonne leuchten, und nimm sie in Schutz gegen Schlangen und wilde Thiere und gegen ihre Feinde. Und wenn einer derselben sich verirrt, und am Wege liegt; so laß einen guten Mann kommen, der ihn mit in seine Hütte nehme.“ — Der Priester aber, der ihn so bethen hörte, bethete jetzt: „Gib mir, o Gott, neben diesem Wilden ein Plätzchen in deinem Paradiese.“

*

Gott macht's, wenn Menschen Gutes dir erweisen;
Für sie Ihn bitten sollst du, und Ihn preisen.

57.

Der Nothhelfer Joseph.

Große Furchtlosigkeit und Eifer, andern zu helfen, zeigen in Frankreich die sogenannten Pompier's, welche überall, wo Feuer ausbricht, oder ein öffentlicher Nothruf ertönt, beispringen und retten. Vorzüglich zeichnete sich ein gewisser Joseph in Paris aus: vielen Menschen rettete dieser Pompier einer Vorstadt das Leben.

Gegen Ende des Herbstes 1828 brach während der Nacht in den Magazinen oder Vorrathshäusern des Barons Deskarville, der ein Hauptlieferant der königlichen Leibwache war, Feuer aus, und ergriff bald auch seine prachtvolle Wohnung. Vor allem dachte er an die Rettung seiner Kinder, und entriß sie glücklich den Flammen: nur Eines, ein Mädchen von zwei Jahren, das neben dem wohlverschlossenen Arbeitszimmer des Barons ruhig schlief, war noch nicht gerettet. Der herbeigeeilte Pompier Joseph hörte jetzt aber plötzlich das Jammergeschrei des nun erwachten Kindes; rasch stürzte der Muthvolle hinauf in das Zimmer, worin das Kind lag; mit einer Axt zerschlug er die Thür, und trug das Kind herab in die Arme des entzückten Vaters. Dieser bot ihm eine Belohnung dar, die er aber nicht annahm, indem er sagte, er habe nur seine Pflicht gethan. — Als aber Joseph dem Baron erzählte, er sei durch dessen Arbeitszimmer zum Kinde gelangt, erinnerte sich der Baron, er habe in diesem Zimmer nebst andern Kostbarkeiten noch

vierzig Banknoten (oder Stücke Papiergeld) in einer Brieftasche zurückgelassen, und eilte in's Zimmer, um das Zurückgelassene in Sicherheit zu bringen. Er konnte aber dort die Brieftasche nicht finden. Da verfiel er auf den Gedanken, die Brieftasche müsse der Pompier Joseph haben. Obgleich es ihm schwer fiel, den Retter seines Kindes nun eines Verbrechens zu beschuldigen, so machte er dennoch dem Hauptmann der Pompiers sogleich die Anzeige davon, und verlangte von ihm, er möchte auf der Stelle die Sache untersuchen.

Der Hauptmann, der den Joseph schon lange kannte und sehr schätzte, trat mit Joseph und dem Baron in ein Zimmer. Als hier Joseph die Anschuldigung vernahm, zitterte und erblaßte er, und konnte kein Wort hervorbringen: dies sah der Baron für ein Zeichen der Schuld an. Als aber Joseph seiner selbst wieder mehr mächtig war, verlangte er, um sich zu rechtfertigen, daß man sogleich seine Kleider genau untersuche. Dies geschah; es kam aber bei ihm keine Brieftasche zum Vorschein. Nun sagte Joseph mit edlem Unwillen zum Baron: „Nimmer hätte ich gedacht, Sie werden mir mit solchem Danke lohnen; schmerzt mich aber Ihr Argwohn, so muß dieser mein Schmerz Sie noch weit empfindlicher treffen: denn nie werden Sie Ihr Kind umarmen können, ohne darüber zu erröthen, daß Sie auf den Retter seines Lebens einen unwürdigen Argwohn geworfen haben.“ — Mit diesen Worten entfernte sich der entrüstete Joseph, und erzählte alles seinen Gefährten, nicht ohne Geständniß, es habe ihn Rachsucht angewandelt.

Es verfloß ein Monat, und immer noch nicht konnte sich der Baron von Josephs Unschuld überzeugen. Und da er den Verlust jenes Papiergeldes, das beiläufig zwanzigtausend Gulden betrug, nicht verschmerzen konnte, so war er schon entschlossen, die Sache vor das Gericht zu bringen. Aber eines Morgens erblickte sein Diener, indem er ein eisernes Gefäß ausleerte, eine Brieftasche von schwarzem Leder, öffnete sie hastig und fand darin jene vierzig Banknoten; vor Freude ausser sich, brachte er sie dem Baron. Dieser aber fühlte nun große Betrübniß wegen seines ungegründeten Argwohnes gegen den edelmüthigen Joseph. Er sah jetzt wohl ein, jenes Zittern und Erblassen und jene Sprachlosigkeit des Joseph sei kein Zeichen der Schuld, sondern eine Wirkung des tiefgekränkten Ehrgefühles gewesen.

Der Baron dachte ernstlich daran, seinen Fehler wieder gut zu machen, und lief sogleich in die Kaserne oder Wohnung der Pompier's, und ließ alle vor sich kommen; er trat zu Joseph hin, und bot ihm jede Genugthuung an, die er von ihm fodern würde. Joseph aber, dessen Tugend durch Uneigennützigkeit sich noch ehrwürdiger machte, sprach: „Alles, was ich jetzt von Ihnen verlange, ist, daß Sie nie mehr einen Pompier der geringsten Schlechtigkeit beschuldigen, ohne Augenzeuge zu seyn." — Alle Anerbietungen des Barons waren vergeblich; durch nichts ließ Joseph sich bewegen, irgend ein Geschenk als Entschädigung für die Kränkung seiner Ehre anzunehmen; es genügte ihm, vor seinen Gefährten als schuldlos zu erscheinen.

Aber ein gewisses Gefühl von unbefriedigter Rachsucht gegen den Baron wandelte ihn oft an.

Der Winter war indessen hereingebrochen, und gab der Jugend auf lange Zeit Gelegenheit zum Vergnügen des Schlittschuhlaufens. Der Hauptort, wo in Paris diese nur zu oft gefährliche Kunst geübt wird, ist ein breiter Kanal. Tausende von Zuschauern bedecken seine Ufer, und feuern durch lebhafte Zurufungen die Kühnheit der Schlittschuhläufer an, die sich durch gewagte großartige Sprünge, und durch kunstreiche Wendungen einen augenblicklichen Ruhm machen. Man sieht hier Schlittschuhläufer, die im Laufe Buchstaben, Figuren und Blumen beschreiben.

Es war heute ein heller Jännertag, dessen Kälte von der freundlichen Sonne gemildert wurde. Mehrere junge Leute aus den angesehensten Familien, gute Schlittschuhläufer, hatten ein glänzendes Mahl veranstaltet; es ging dabei fröhlich zu. Als viele Zuschauer versammelt waren, stellten sich die jungen Gäste wieder auf die Schlittschuhe, und versuchten mit jugendlicher Kühnheit die gewagtesten Wendungen und die gefährlichsten Sprünge. — Drei der Kühnsten nahmen nach vielen solchen Proben der Kraft und der Geschicklichkeit sich bei der Hand, um mehrere Tänze mit möglichster Gewandtheit auszuführen: sie thaten es meisterlich: — aber jetzt brach unter ihnen das Eis, und in demselben Augenblicke verschwanden alle drei. Tausende schrien vor Entsetzen; der Pompier Joseph war auch nahe dabei; schnell stürzte er den Verschwundenen nach, um sie zu retten, er, der ein ausgezeichneter Taucher war. Nach einer halben Minute brachte er

schon einen heran, und übergab ihn der weitern Sorgfalt der Umstehenden; und schon verschwand Joseph zum zweiten Mal unter dem Eis. Erst nach zwei Minuten erschien er wieder, aber mit leeren Händen; er rief: „Gebet mir ein Glas Branntwein, und ich gehe wieder auf meinen Posten." Schon verschwand er wieder; bald erschien er und hielt hocherfreut den Zweiten in den Armen, und legte ihn heraus. Er kehrte ohne Bedenken wieder unter das Eis zurück, und blieb darunter, so lange er konnte; endlich kam er mit leeren Händen und trauriger Miene, von Kälte halb erstarrt, wieder hervor. Der zweite Gerettete hatte unter dem Eis das Bewußtseyn verloren; aber der erste Gerettete rief dem Joseph zu: „O unser Retter, verlaßt unsern Gefährten nicht; er ist aus einer angesehenen, reichen Familie, welche Euch würdig belohnen wird; er ist Offizier in der königlichen Leibwache, und der Sohn des Barons Deskarville." — „Deskarville?" fragte Joseph mit unwillkührlicher zuckender Bewegung. — Und jener antwortete: „Ja, des reichen Lieferanten in der Vorstadt Poissoniere!" „Ha, versetzte Joseph, der mich beschuldiget hat, seine Brieftasche gestohlen zu haben; — aber noch ein Glas Branntwein!" Und jetzt verschwand er zum fünften Mal. Endlich tauchte er, als sich schon Alle für sein Leben fürchteten, plötzlich mit dem Dritten, den er auf seinen Schultern trug, herauf, und ward von tausendstimmigem Jubel und Segenswunsch empfangen. Er legte die Hand auf das Herz des jungen Offiziers, und rief wehmüthig aus: „Er ist todt, er ist todt! Diesen retten, das wäre meine größte Freude

gewesen, um mich an seinem Vater zu rächen, und ihm seinen Sohn in die Arme zu führen." — Aber bald rief Joseph freudiger: „Er ist nicht todt! Sein Herz schlägt. O könnte ich ihm vollends das Leben wieder geben!" Sogleich beugte er sich über ihn, und hauchte ihm Luft in den Mund; dann rieb er ihm Schläfe und Magengegend mit Branntwein. Endlich äusserte der Offizier wieder Leben. Als der Gerettete wieder zu vollem Bewußtsein kam, und ihm gesagt wurde, wer ihn gerettet habe, sprach er voll Verwunderung: „Nie, braver Joseph, nie wird das Andenken an Euch und an Eure That in mir erlöschen. Der ganzen Welt will ich verkündigen, was Joseph gethan hat; nicht will ich ruhen, bis ihm würdige Belohnung zu Theil wird."

Die Freunde und die Bekannten der drei Geretteten hatten indessen an der Stelle unter sich eine Summe von beiläufig dreihundert Gulden gesammelt; diese Summe boten sie nun in einem Hute dem Joseph als einen Beweis ihrer Dankbarkeit und Achtung an; aber er weigerte sich der Annahme, indem er sprach? „Glaubet ihr denn, ich habe aus Eigennutz gehandelt; alles, was ich von euch annehmen kann, sind ein paar Gläser guter Wein, um mich zu wärmen und zu stärken; denn ich gestehe, ich hab' es nöthig."

Wie im Triumphe führten ihn die jungen Leute in eines der ersten Kaffee-Häuser. Die Freude glänzte in allen Gesichtern. Jetzt trat der Baron Deskarville, dem der gerettete Sohn alles benachrichtiget hatte, herein. In unbeschreiblichen Bewegungen des väterlichen Herzens und mit kämpfenden Gefühlen der Dankbar-

keit und der Beschämung sprach er zu Joseph: „Ich konnte Euch verdächtigen, ich Euch anklagen!?“ Joseph erwiederte ihm: „Es hat mein Herz getroffen; aber die Wunde ist vernarbt.“ Der Baron aber entgegnete: „Aber nie in meinem Andenken vernarbt sich die Wunde. Und da man Euch mit Geschenken nicht lohnen kann, so lasse ich nicht ab, bis Euerm Edelsinn und Heldenmuth gerechte Anerkennung wird.“

Einige Monate darauf erhielt Joseph aus der Hand seines Obersten das Kreuz der Ehrenschaar; und er ward zum Range eines Offiziers der Pompier's befördert.

*

Wenn der dich kränket, dem du wohlgethan;
So thu ihm wieder wohl; dann bist du Mann.

58.

Die Neidigen.

Im vorigen Jahrhundert wohnte zu Paris ein Herr von hohem Adel; wir wollen diesen Herrn einen Grafen nennen. Er stand in großem Ansehen und in einem hohen Ehrenamte, und besaß große Güter und Reichthümer; er blieb aber unverehelicht. Sein Hauswesen vertraute er einer jungen Weibsperson an; sie war von niederm Herkommen: wir wollen sie I n v i d i o s a nennen. Sie versah ihren Dienst mit ungemein großer Geschicklichkeit; deßwegen war er gegen sie sehr freigebig.

Er hatte einen verehelichten Bruder, der weit von Paris, in der französischen Provinz Aquitanien oder

Guienne, auf einem Schlosse wohnte, aber nicht so großen Reichthum besaß. Diesem schrieb er, weil er allmählig altere und ledig sei, würde er Freude und Trost haben, wenn er einen seiner bereits erwachsenen Söhne zu ihm nach Paris auf einige Jahre schicken würde; er würde dem Jüngling nicht nur standesmäßigen Unterhalt, sondern auch alle Gelegenheit verschaffen, sich auszubilden, auf daß er eine ansehnliche Ehrenstelle am königlichen Hofe, oder bei dem Kriegsheer erlangen könnte.

Sein Bruder, der mehrere Kinder hatte, war über dies Anerbieten sehr erfreut, und traf unverzüglich die gehörigen Anstalten zur Abreise seines ältesten Sohnes Ludwig. Seine Freude war noch größer, als ihm bald darauf berichtet wurde, der Bruder habe sich entschlossen, noch einen ihnen verwandten adelichen Jüngling, Namens Lothar, in sein Haus aufzunehmen, der dem Ludwig Gesellschaft leisten und diesem den Aufenthalt zu Paris angenehmer machen sollte.

Der Graf erzeigte sich beiden Jünglingen ganz väterlich; und er war mit ihrem Betragen sehr zufrieden. Aber Invidiosa wähnte, der junge Herr Ludwig gelte bei'm Grafen gar zu viel, bekomme zu viel Geld unter die Hände, und genieße zu große Freiheit. Sie ward ihm neidig. Ludwig aber meinte, sie mißbrauche die Güte des Grafen, maße sich zu viel Gewalt und Meisterschaft an, und könnte zuletzt einen beträchtlichen Theil der gräflichen Erbschaft erlangen. Er ward ihr neidig.

Es kam durch beiderseitigen Neid so weit, daß Invidiosa und Ludwig alles Mögliche versuchten, ein-

ander bei'm Grafen in Ungnade zu bringen, und einander unglücklich zu machen.

Einstmals reiste der Graf Geschäfte halber von Paris ab, mit der Aeusserung, er werde mehrere Wochen ausbleiben. Während dieser Zeit nahmen sich eines Tages die beiden jungen Herren eine Lustreise vor. Jetzt war nur die Haushälterinn Invidiosa nebst einem Bedienten zu Hause. Sie trug dem Bedienten auf, eilends einen Schlosser herbei zu holen, aber nicht den, der sonst gewöhnlich dem Grafen arbeitete, sondern einen andern. Der Schlosser kam; sie führte ihn, ohne den Bedienten mitgehen zu lassen, in ihr Zimmer, zeigte ihm ein eisernes Kästchen, in welchem ihr Geld und Schmuck war, und sagte ihm, sie habe den Schlüssel zu diesem Kästchen verloren, er solle mit seinen mitgebrachten Werkzeugen es aufbrechen; dann solle er das Schloß abnehmen, um es auszubessern; auch solle er einen neuen Schlüssel dazu verfertigen. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, das Schloß zu öffnen; aber es war überaus stark, und nach einer damals neuen Erfindung künstlich eingerichtet: er konnte es nur verdrehen und verderben, aber nicht öffnen. Dies hatte sich die Schlaue gedacht, ließ sich's aber nicht anmerken, und schickte den Schlosser, ihn lobend, mit einem ehrlichen Trinkgeld wieder fort. Hierauf gab sie auch dem Bedienten ein Geschenk, und verpflichtete ihn mit Versprechen und Drohungen, daß er das strengste Stillschweigen halte, und keinem Menschen offenbare, es sei ein Schlosser in ihrem Zimmer gewesen: — er konnte sich zwar nicht einbilden, was ihr

daran liege; doch versprach er zu schweigen, wie sie es haben wolle.

Nach einiger Zeit kam der Graf von seiner Reise zurück. Alles im Hause bezeigte große Freude über seine Ankunft, und alles war fröhlich; nur Invidiosa stellte sich ganz traurig und bestürzt, und trat zuweilen seitwärts, um ihre hervorbrechenden Thränen abzuwischen, was sie aber so that, daß der Graf es sehen konnte. Er wollte die Ursache ihrer Traurigkeit und ihrer Thränen wissen; aber sie bath ihn, nicht nachzufragen, weil das Geständniß ihr Leiden vermehren würde. Er aber drohte ihr mit seiner Ungnade, wenn sie ihm die Ursache länger verschweigen würde. Sie weinte heftiger, und bath um Entlassung aus dem Dienste. Auf die Frage: warum sie um Entlassung bitte, antwortete sie, es sei ihr unmöglich, die Unbilden und Verfolgungen von den zwei jungen Herren, besonders von Ludwig, länger zu ertragen. — „Welche Unbilden? welche Verfolgungen?" fragte der Graf. Und sie antwortete: „Erstens haben sie mir mein Geld und meinen Schmuck auf diebische Weise entwenden wollen." — Als er sie fragte, ob sie dies beweisen könne, bath sie ihn demüthigst, in ihr Zimmer zu gehen, und dort selbst den Augenschein einzunehmen. Er ging in ihr Zimmer; und sie sprach: „Da sehen Sie, wie die feindseligen Jünglinge mein Geldkästchen mit Gewalt aufbrechen wollten, und wie sie das Schloß verrieben und verderbt haben. — Hier ist der Schlüssel; man kann ihn nicht einmal mehr anstecken. Ich habe beide auf frischer That ertappet: aber ehe ich jemand, auf daß er Augenzeuge sei, herbeirufen konnte, flohen sie

zur Thür hinaus, und stellten noch an demselben Tag eine Lustreise an." — Auf seine Frage, wie lange es schon sei, antwortete sie: „Es sind eben heute drei Wochen." Erzürnt rief der Graf aus: „Die Schurken! Sie sollen es büßen!" Sie aber erwiederte ihm: „O, nur dieses nicht! Die jungen Herren würden mich hernach weit grausamer verfolgen und beschädigen. Es ist besser, ich gehe aus dem Dienst, und suche mein Glück anderswo." — Er aber entgegnete ihr: „Mit nichten! Wegen fremder Schuld sollst du mir nicht fortgehen. Ich bedarf deiner Dienste; und ich verspreche, dir vollkommene Genugthuung und Ruhe zu verschaffen."

Am folgenden Tage rief der Graf die zwei Jünglinge zu sich, und bedeutete ihnen mit trocknen Worten, wichtige Ursachen nöthigen ihn, beiden Kost und Wohnung aufzukünden; sie sollen sich über die Ursachen, die er absichtlich verschweige, gar nicht erkundigen, sondern sich ungesäumt zur Heimreise bereiten.

Die Jünglinge warfen zwar wohl auf die Haushälterinn den Verdacht, sie allein sei es, von der diese Aufkündung herrühre; da der Graf aber keine Verantwortung anhören wollte, so entschlossen sie sich, in Paris eine andere Wohnung zu beziehen, und ihren Eltern zu schreiben, sie seien ohne ihre Schuld vom Vetter verstoßen worden, und bitten um Geld, auf daß sie in Paris bleiben könnten.

Groß war nun die Freude der Invidiosa, diese verhaßten Gäste aus dem Hause gebracht zu haben. Aber jener Bediente, der den Schlosser herbeigeholt hatte, bemitleidete die jungen Herren, zumal da er

bedachte, wie sie bei'm Abschiede betheuert haben, sie seyen unschuldig, und können ihre unverdiente Verweisung aus dem Hause nur der Bosheit der Haushälterinn zuschreiben. Jetzt kam's ihm selbst verdächtig vor, daß er ihr hatte versprechen müssen, in Betreff jenes Schlossers niemanden etwas zu sagen; in diesem Verdachte wurde er dadurch immer mehr bestärkt, daß er am Abend nach der Heimkunft des Grafen, als er bei dessen Zimmer vorbeiging, die Hausmeisterinn über Diebstahl jammern gehört hatte, und daß am folgenden Tage sogleich den zwei jungen Herren aufgekündet wurde. Er sagte bei sich selbst: „Wer weiß, ob diese schlaue Weibsperson ihnen nicht einen argen Streich gespielt hat? Vielleicht könnte ich die Unschuld vertheidigen, und meinem Herrn einen wichtigen Dienst leisten, wenn ich ihm das Geheimniß entdecke. Ich habe ihr zwar das Stillschweigen versprochen; aber dies Versprechen war nur bedingnißweise gemeint, wenn mir nämlich nicht die Liebe zum Nächsten oder die Treue gegen meinen Herrn das Reden zur Pflicht machen würde." — Der Bediente, der als ein gutherziger und ehrlicher Mensch bei dem Grafen in Gnaden stand, erzählte ihm, sobald er allein mit ihm reden konnte, alles umständlich, und erbot sich, jenen Schlosser herbei zu holen. Der Schlosser erschien vor dem Grafen und erzählte ihm genau, was er zu sagen hatte.

Der Graf sah nun wohl ein, wie schändlich Invidiosa ihn getäuscht habe: er begnügte sich aber, ihr einen scharfen Verweis zu geben, und ihr seine völlige Ungnade anzudrohen für den Fall, daß sie noch einmal

so etwas wagen würde. Durch den Bedienten ließ er unverzüglich die zwei Jünglinge einladen, wieder bei ihm Wohnung zu nehmen und Unterhalt zu genießen. Sie eilten freudig in sein Haus zurück, und der gutherzige Herr empfing sie mit den Worten: „Liebe Söhne, als ich neulich euch von mir entließ, sagte ich euch die Ursache nicht. Heute sollt ihr auch die Ursache nicht erfahren, warum ich euch wieder aufnehme; und ich verbiete euch, dieser Ursache nachzuforschen. Betraget euch wohl, und ihr werdet, wie zuvor, einen wohlthätigen Vater an mir haben.“ — Sie versprachen ihm alles Gute.

Wider sein Verbot forschten sie aber unaufhörlich nach, warum er sie verstoßen und warum er sie dann wieder aufgenommen habe. Bei diesen Nachforschungen ward ihr Verdacht gegen die Haushälterinn immer noch stärker. Indessen war Invidiosa freundlich gegen sie; und sie waren es auch gegen dieselbe; jedoch war die Freundlichkeit von beiden Seiten nur geheuchelt.

Ludwig kam endlich auf das Geheimniß durch jenen Bedienten, dem er ein Versprechen machte, und durch jenen Schlosser, dem er Geld gab. Er faßte den abscheulichen Entschluß, die Verleumderinn zu ermorden. Lothar, wie auch ein adelicher Offizier, und ein im Hause des Grafen beliebter Italiener, Namens Gamorrini, versprachen ihm Hülfeleistung. Sie berathschlagten mit einander über die Ausführung des Vorhabens; und nun suchten sie bequeme Gelegenheit dazu.

Es war jetzt Sommerszeit und der Graf verreiste wieder. An einem schönen Tage bathen Ludwig und Lothar die Haushälterinn, das Mittagsmahl etwas

früher bereiten zu lassen, und dann am Nachmittag mit ihnen einen Spaziergang auf das Landgut des Grafen zu machen, das nur eine Meile von Paris entlegen war; sie sagten ihr, noch zwei andere guten Freunde, jener adeliche Offizier und Gamorrini werden auch dahin kommen; der Bediente müsse vorausgehen, und einige Erfrischungen und ein kleines Abendessen hinaustragen; und weil das Landhaus mit allen Bequemlichkeiten versehen sei, können sie dort über Nacht bleiben, und den folgenden Morgen bei angenehmer Kühle in die Stadt zurückkehren. Sie sagte, sie müsse sich Nachmittags, wegen dringender Geschäfte, in einige Häuser verfügen; da aber die zwei jungen Herren mit Bitten nicht nachließen, versprach sie endlich, sie werde nach Vollendung ihrer Geschäfte, wenn's anders thunlich seyn werde, gegen Abend zu ihnen auf das Landgut kommen.

Sie hielt ihr Versprechen. Kaum war sie dort angekommen, so wurden ihr allerlei Erfrischungen, besonders aber Milch vorgesetzt, von der sie eine große Liebhaberin war; aber diese Milch war ein künstlich zubereiteter Schlaftrunk. Nach dem Genusse dieser Milch fühlte sie eine große Mattigkeit und schlief allmählig ein; sie sank wie todt von ihrem Sessel auf den Boden herab. — Ludwig nahm aus seiner Tasche eine starke Schnur, legte sie um ihren Hals, und forderte den Lothar und den adelichen Offizier, wie auch den Gamorrini auf, daß ihm einer von ihnen helfe, die Schnur anzuziehen, um die Verleumderinn zu erdrosseln. Obschon sie ihm ihre Hülfe zugesagt hatten, wichen sie mit Entsetzen ob solcher Mordthat zurück, und

ersuchten ihn, sich vom Bedienten helfen zu lassen. Der noch mehr erschrockene Bediente weigerte sich dessen in allem Ernste; da ihm aber Ludwig den blosen Degen auf die Brust setzte und ihm drohte, er werde ihn erstechen, wenn er nicht augenblicklich gehorche, so beging er die Sünde, daß er ihm die Invidiosa erdrosseln half.

Ludwig brachte mit Hülfe der Uebrigen den Leichnam und alles, was die Ermordete bei sich gehabt hatte, bei finsterer Nacht zu einem abgelegenen Wassergraben und scharrte die Leiche sammt allem alldа unter dem kleinen Wasser, so tief als möglich, in die Erde. Nur den Schlüssel zu ihrem Zimmer nahm er zu sich. Alle mußten sich ihm verpflichten, überall und immer zu sagen, die Haushälterinn sei keinen Augenblick auf dem Landgute gewesen.

Mit Tagesanbruch kehrten sie in die Stadt zurück, und begaben sich sogleich in's Haus des Grafen. Sogleich beim Eintritte fragte Ludwig, warum die Haushälterin nicht auf das Landgut gekommen sei. Und als die Hausleute ihm antworteten, man habe seit gestern nach dem Mittagsessen sie nicht mehr gesehen und von ihr nichts gehört, zeigte er sich sehr unzufrieden, und die Hausleute alle mußten ihr in der Stadt überall nachfragen; und indessen er mit seinen Gefährten nun allein war, öffnete er mit dem mitgebrachten Schlüssel das Zimmer der Invidiosa, nahm das Geldkästlein und ihre beßten Kleider heraus, schloß das Zimmer wieder, und ließ das Herausgenommene sammt dem Zimmerschlüssel heimlich von jenem Offizier und von Gamorrini durch die Hinterthür des

Hauses an einen sichern Ort bringen. Als die ausgeschickten Hausleute nach und nach wieder zurückkamen, und sagten, sie haben von der Haushälterinn nichts erfahren können, so zeigten er und Lothar sich ungemein betrübt und bekümmert, und machten die Hausleute glauben, sie sei aus ihrem Dienst entflohen, zumal da sie bei Gelegenheit eines Verdrusses früher geäussert habe, sie werde nicht mehr lange im Hause des Grafen bleiben.

Als der Graf zurückkam, spiegelten Ludwig und Lothar ihm auch solches vor. Ihre Entfliehung war ihm auch deßwegen wahrscheinlich, weil sie seit jenem scharfen Verweise wegen ihrer Verleumdung immer sich mißvergnügt gegen ihn gezeigt hatte. Er ließ ihr wohlverschlossenes Zimmer aufbrechen; und da er darin sah, ihr Geldkästchen und ihre beßten Kleider seyen verschwunden, so ward ihm noch wahrscheinlicher, sie sei aus dem Dienst entflohen.

Jedoch blieb dem Grafen ein Argwohn im Herzen, es sei ihr etwas Arges widerfahren, und vielleicht gerade von Ludwig und Lothar. Durch öffentliches und heimliches Nachforschen kam er auf einige Spuren von der an ihr verübten Missethat.

Endlich brachte an einem Abende dem Grafen ein guter Freund die Nachricht, man habe diesen Nachmittag von ungefähr, nicht weit von des Grafen Landgut, in morastigem Boden einen Leichnam gefunden, und aus den Kleiderstücken abgenommen, es müsse eine wohlhabende Weibsperson gewesen seyn.

Kaum hatte sich dieser gute Freund wieder entfernt, so rief der Graf, vor Leid und Unmuth seiner

selbst kaum noch mächtig, den Ludwig zu sich, und sprach mit zornerglühtem Angesichte und blitzenden Augen zu ihm: „Jetzt hast du die Wahl: entweder bekenne auf der Stelle deine an Invidiosa verübte Mordthat, zeige alle Umstände und insbesondre deine Gehülfen an; oder ich selbst werde dich noch diese Stunde den Richtern überliefern, dich anklagen und überweisen, und dann deine Verurtheilung fodern." — Der bisher so freche Missethäter, durch diese Drohung erschreckt, meinte, es habe ihn ein Mitschuldiger verrathen; er warf sich seinem Oheim zu Füßen, und bekannte alles umständlich; er bath um Schonung. Aber der Graf sprach: „Verruchter Bösewicht, du hättest verdient, unter der Hand des Scharfrichters zu sterben. Ich verschone aber nicht so fast dich, als vielmehr deinen Vater und unser adeliches Geschlecht. Bei'm ersten Anbruche des Tages mache dich aus dem Staube; fliehe weit von deinem Vaterlande, und ist dir dein Leben lieb, so laß dich nimmermehr in Frankreich sehen. Zur letzten obwohl unverdienten Gnade versehe ich dich mit einem Pferd und mit Reisegeld."

Wie es dem entflohenen Ludwig ferner erging, wird in dessen trauriger Geschichte nicht erzählt.

Jener adeliche Offizier und Lothar, wie auch der Italiener Gamorrini wurden lebendig gerädert, der Bediente aber begnadigt.

*

Laß in dir dem Neid nie eine Stätte;
Sonst umschlingt dich eine Sünden-Kette.

59.

„Ohne das Kreuz!“

Ein Mörder, der des Bösen schon viel verübt hatte, wurde endlich im Jahr 1605 eingefangen und in einen tiefen Kerker geworfen. Der Stab ward über ihn gebrochen, aber auch jetzt blieb sein Herz unbußfertig.

Der herbeigeholte Priester erschöpfte seine Liebe in Ermahnungen zur Buße, und in Vorstellungen von der Barmherzigkeit Gottes, der den Tod des Sünders nicht wolle. Aber der verstockte Sünder blieb taub gegen solche Ermahnungen und Vorstellungen; er sagte zum Priester: „Du singst mir dies dein Lied zu spät: acht und zwanzig Jahre machen viele Stunden; ich habe fast jede Stunde gesündiget, und nun sind nur noch vierzig Lebensstunden übrig: die Zeit ist zu kurz, um noch Buße thun zu können.“

Die übrigen Gefangenen, welche um den Mörder waren, weinten über seine Hartnäckigkeit. Der Priester aber riß in edlem Eifer ihm das Krucifix aus der Hand, und sprach zu ihm: „So stirb denn ohne das Kreuz! Genug hat dein Erlöser, der gekreuzigte Heiland, an dein Herz gesprochen; du hast Ihn vergebens mahnen, warnen, und nach deiner unsterblichen Seele seufzen und schmachten lassen; — du schadest nicht Ihm, wenn du zu Grunde gehst, sondern nur dir selbst.“ — Und jetzt ging der Priester fort; die Thür des Gefängnisses fiel rasselnd zu.

Nun aber war dem armen Sünder so zu Muthe,

als wäre ihm das Zeichen seiner Rettung verschwunden. „Gebet mir das Kreuz!“ rief er zur Thür hinaus dem Priester nach, und weinte laut. Der Priester kam zurück, und reichte ihm das Kreuz. Im Mörder aber verschwand die Versuchung zum Verzweifeln. Er bereitete sich zum Empfange des heiligen Sakramentes der Buße.

Mit Gott so nun ausgesöhnt und in seinem Innersten beruhigt, sprach er: „Ich will nicht mehr sagen, daß ich verloren bin; denn hier am Kreuze sehe ich das Bild Desjenigen, der gekommen ist, zu suchen, und selig zu machen, was verloren war.“

*

Nicht mache deine Sünde dich verzagen;
Versöhnend hat sie Gottes Lamm getragen.

60.

Der Schwur.

Ein Bauer eines gewissen Ortes in Algau lag mit seinem Seelsorger wegen Entrichtung gebührender Abgaben im Streit, und feindete ihn deßhalb an. Voll bittern Ingrimms ließ der Bauer einst die Worte fallen: „Der Donner soll mich erschlagen, wenn ich diesem Pfaffen noch einen Zehenten gebe!“

Zur Erntezeit, als der Bauer sich eben auf dem Felde befand, erhob sich ein Gewitter, aus welchem ein Blitzstrahl niederfuhr und den Frevler erschlug.

Dies Ereigniß, das sich vor zehn Jahren zutrug, ist unter den Bewohnern jener Gegend noch der Gegenstand des Gespräches.

*

Sei fromm, gerecht, und frevle nicht,
Sonst trifft dich Gottes Strafgericht.

61.

Die gute Tochter.

In dem hannöverischen Dörflein Tespe an der Elbe kam ein unbemittelter Einwohner, Namens Bergmann, durch Ueberschwemmung und andere Unglücksfälle sehr zurück. Eine ärmliche Hütte und ein kleiner Garten war alles, was er besaß. In diesem kümmerlichen Besitze erreichte er unter schwerer Arbeit und drückendem Mangel das achtzigste Lebensjahr; seine Gattinn aber war jetzt noch einige Jahre älter: er konnte nun nicht mehr recht sehen; sie aber wurde kindisch. Eine Feuersbrunst raubte ihnen in wenigen Augenblicken ihre Hütte, und ihre ganze kleine Habe. Sie waren jetzt krank, schwach und unfähig, sich selbst zu helfen; und so waren sie in's äusserste Elend versetzt.

Ihr einziges Kind Dorothea stand an einem andern Orte in einem sehr guten Dienste. Als sie Kunde vom Unglücke ihrer Eltern bekam, war unaussprechlich ihre Wehmuth: aber ihre Herzensgüte faßte Muth, und gab ihr den Entschluß ein, ihren Eltern beizustehen, und Zeit und Kräfte ihnen zu widmen. Voll dieses Entschlusses und glühender kindlicher Liebe verließ sie mit Thränen ihre Dienstherrschaft, die mit ihr vollkommen zufrieden war und sie ungern entließ. Der Heimath zugeeilt, fand sie ihre Eltern in einer

Scheune liegend. Sie brachte sie in ein nahe gelegenes Haus. Die kleine zusammengesparte Summe Geldes und die guten Kleidungsstücke verwendete sie sogleich für die dringendsten Bedürfnisse ihrer Eltern. Bald mußte sie auf neue Mittel denken, sie, die immer bettlägerig waren, und keine grobe Speisen mehr genießen konnten, zu nähren. Jeden Augenblick, den ihr die sorgfältigste Pflege übrig ließ, wandte sie zur Arbeit an, und erwarb so viel, daß sie den Hunger der Eltern stillen konnte. Aber damit war ihr zärtliches Herz nicht zufrieden; sie trachtete, ein Mittel ausfindig zu machen, ihnen dann und wann angenehme und stärkende Erquickungen zu verschaffen. Deßwegen entsagte sie jeder Bequemlichkeit des Lebens, und sogar dem Schuh- und Strümpfe-Tragen. So konnte sie den Eltern wöchentlich ein und anderes Mal etwas Weißbrod und einen stärkenden Labetrunk kaufen.

Einige edelgesinnte Menschen bekamen Kunde von dieser edelmüthigen kindlichen Liebe. Das Mädchen wurde unter der Benennung: „Die gute Tochter,“ in öffentlichen Blättern empfohlen. Bald liefen von allen Seiten ansehnliche Beiträge für die gute Tochter ein; auch die Landesregierung unterstützte sie auf rühmliche Weise. Es wurde für diese Familie ein Haus gebaut, und mit nöthigem Geräthe versehen.

Von einer menschenfreundlichen Gesellschaft wurde für die gute Tochter ein Brautschatz bestimmt, der, sobald sie sich verheirathen würde, ausbezahlt werden sollte.

Jedem, der sie nun heirathen wollte, erklärte sie, aus Liebe zu ihren Eltern bleibe sie ledig, um nur

ganz für sie ihr Leben und alle ihre Sorgfalt zu widmen.

Kaum war die neue Wohnung fertig und die Familie darin eingerichtet, so befiel die Eltern die Ruhr, die damals in der ganzen Gegend wüthete. Die gute Tochter, sich selbst und ihre eigene Gefahr ganz vergessend, pflegte dieselben mit unermüdeter Liebe. Die Eltern aber starben. Nun wurde auch die Tochter von der nämlichen Krankheit befallen, und ging ein in das ewige Leben, in dem die Krone heiliger Liebe glänzt.

*

Die Liebe ist des Menschen Ruhm;
Der Himmel wird ihr Eigenthum.

62.

Der Bettelknabe.

Gruber war Schullehrer in dem bayerischen Marktflecken Alberswied. Eines Tages kam ein armes Weib vor seine Thür, und bettelte. Sie trug ein Kind auf dem Rücken, und zwei Knaben führte sie an den Händen. Der eine von diesen Knaben, in einem Alter von sieben Jahren, fiel dem Schullehrer durch seine blühende Gesichtsfarbe und durch sein schön gekräuseltes blondes Haar, aber noch mehr durch seine offene, gescheide Miene auf. Schon lange hatte der Schullehrer sich einen talentvollen Knaben gewünscht, mit dessen Bildung er sich besonders abgeben könnte; daher entstand jetzt in ihm der Gedanke, dieser Knabe könnte es seyn, was er schon lange sich

gewünscht habe. Gleichsam im Scherz fragte er das Bettelweib, ob sie ihm diesen blonden Krauskopf nicht überlassen wolle; sie antwortete, es sei ihr lieb, wenn sie einen Brodesser weniger in der Kost habe. Der Schullehrer Gruber dachte, er würde sich vor Gott ein Verdienst machen, wenn er dieser etwas gefühllosen Mutter den Kleinen abnehmen würde. Sie überließ ihm den Knaben um so leichter, da sie nicht weit von Alberswied zu Hause war, und somit den Knaben doch immer wieder sehen konnte. Er behielt ihn sogleich bei sich.

Der Knabe machte bei seinem liebevollen Pflegevater schnelle Fortschritte im Lesen, Schreiben und Rechnen. Der kleine Jakob machte ihm viel Freude, da er ihn kindlich liebte, und in Unschuld wandelte.

Als endlich Jakob das vierzehnte Lebensjahr erreichte, kam er auf Empfehlung des Pfarrers zu einer benachbarten Herrschaft als Bediente. Mit vielen nützlichen Kenntnissen bereichert, wurde er von seiner Herrschaft geachtet und geliebt.

In der Folge machte er mit seiner Herrschaft eine Reise auf ihre Güter am linken Rheinufer. Durch Zusammentreffen verschiedener Umstände ward er wider seinen Willen ein Soldat des französischen Kriegsheeres. Wegen seiner seltenen Geschicklichkeit und wegen seiner Tapferkeit ward er Offizier.

Als zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhundertes die französischen Kriegsvölker nach Deutschland kamen, drang ein Schwarm Franzosen auch in den Marktflecken Alberswied; Soldaten stürmten auch in die Wohnung des Schullehrers Gruber: er zitterte für sein Ei-

genthum. Da eilte ein Offizier herbei; der geängstigte Schullehrer erblickte in ihm einen neuen Feind. Mit drohenden Worten trieb der Offizier aber den räuberischen Haufen auseinander; und sie gehorchten ihm. Gruber staunte über diesen Auftritt, und wußte nicht, wie er das, was er da sah, sich erklären konnte. Der Offizier, sobald er allein bei ihm war, fiel ihm um den Hals, und sprach zu Gruber, der nicht wußte, wer er sei: „Kennen Sie denn Ihren armen Jakob nicht mehr?“ Groß war nun die Freude des edelmüthigen Schullehrers. Er bath den Offizier, dahin zu wirken, daß der ganze Ort der fernern Plünderung nicht preisgegeben werde. Der Offizier Jakob beeilte sich nun, alles zu thun, daß die Plünderung aufhörte.

Jakob rastete drei Tage im Hause seines Pflegevaters und Lehrers; in diesen Tagen erneuerte er mit vielen jungen Leuten des Ortes, die ehedem seine Mitschüler gewesen waren, seine Bekanntschaft. Alles pries es nun als ein Glück für den Marktflecken, daß der Schullehrer den guten Jakob einst in sein Haus aufgenommen und Vaterstelle an ihm vertreten hatte.

*

Edler Liebe That
Ist des Glückes Saat.

63.

Der Taglöhner und der Offizier.

Ein armer Taglöhner ging im Winter 1762 früh Morgens in dem Gehölze des zu London gehörigen Hyde = Parkes umher, und sammelte abgefallenes Holz. Da sah er einen wohlgekleideten Herrn, der mit trauriger unruhiger Miene auf und niederschritt. Der Taglöhner hielt ihn für einen Offizier, der sich etwa zu einem Zweikampfe, jenem unsinnigen und gräulichen Verbrechen, hier einfinde, — und verbarg sich hinter einer Eiche.

Der Unbekannte zog eine Pistole aus der Tasche, besah das Schloß, klopfte den Feuerstein mit einem Schlüssel, warf den Hut auf die Erde, setzte sich auf den Boden, legte sich die Mündung der Pistole an's linke Auge, und drückte los, mit jener abscheulichen Entschlossenheit des thörichten Selbstmörders. Aber der Schuß versagte. — Der Taglöhner, der diesen Versuch würde gehindert haben, wäre er nicht zu schnell vollbracht worden, sprang hinter der Eiche hervor, fiel dem Elenden in die Arme, und wand ihm die zweite Pistole, ehe er sie ansetzen konnte, aus der Hand. Der Verzweifelnde ergrimmte über diese Entwaffnung, und griff nach dem Degen, um seinen Erretter zu erstechen. Dieser wich nicht aus, sondern, in vollkommener Fassung vor ihm stehend, sprach er: „Ich fürchte den Tod eben so wenig als du; aber an Geduld und Muth übertreffe ich dich. Seit zwanzig Jahren lebe ich in Armuth und Kümmerniß; ich habe eine Gattinn, deren Glieder von

der Gicht gelähmt sind, und fünf hülflose Kinder, die nach Brod schreien, das ich ihnen nicht geben kann: aber ich überlasse es Gott, wann Er meinen Leiden ein Ende machen wolle; das Joch der Drangsalen, das Er mir angelegt hat, will ich nicht selbst zerbrechen."

Der Offizier wurde durch diese Worte tief gerührt; er blieb eine Weile stehen, vergoß einen Strom von Thränen der Reue, zog seinen Geldbeutel hervor, und gab ihn dem Armen. Auch ließ er sich von diesem den Namen sagen, und versprach ihm, geduldig, wie er zu werden, und die ihm von der göttlichen Vorsehung aufgelegte Last mit Seelenruhe zu tragen, bis Gottes Hand sie ihm erleichtern oder abnehmen werde.

*

Was dich drücket, ist von Gottes milder Hand;
Trag' es auf dem kurzen Weg zum Vaterland.

64.

Der Bürge.

Was hier erzählt wird, hat sich vor beiläufig hundert und sechzig Jahren in Provence in Frankreich zugetragen, und wurde von Franz Rosset, der damals lebte, in einer Druckschrift bekannt gemacht.

Zu Marseille, einer großen und blühenden Handelsstadt in Provence, am mittelländischen Meere, erwarb sich der Handelsmann Johann Beliard durch Rechtlichkeit, Redlichkeit und Wohlthätigkeit viele Hochschätzung.

Eines Tages kam ein in der Stadt wohnhafter und ihm wohlbekannter Handwerksmann, Namens Melüe, in Gesellschaft eines Fremden, zu ihm in's Haus, und sprach zu ihm: „Ich könnte ein großes Glück machen, wenn Ihr mir nur auf Ein Jahr fünfhundert Thaler leihen wolltet. Nach Verlauf des Jahres werde ich das vorgestreckte Geld gewiß mit schuldigster Erkenntlichkeit zurückstellen. Dieser Herr, den ich mit mir bringe, ist mein Vetter, Namens Ventier, und ist mir zu liebe aus der benachbarten Stadt Manosque, wo er das ansehnliche Amt eines geschwornen Gerichtsschreibers hat, bis hieher gereist, um für mich gut zu stehen, und Bürgschaft zu leisten.“ — Hierauf nahm dieser Gerichtsschreiber das Wort, und verpflichtete sich, die fünfhundert Thaler zurück zu zahlen, wenn sein Vetter das Versprechen zur bestimmten Zeit nicht würde halten können. Sie hatten keine große Mühe, den gutherzigen Handelsmann zu bereden; er zählte ihnen die verlangte Geldsumme vor, und sie händigten ihm den Schuldschein sogleich ein.

Aber nicht nur Ein, sondern auch zwei Jahre verflossen, ohne daß sich einer von beiden mit der versprochnen Bezahlung sehen ließ. Der Handelsmann Beliard fand im dritten Jahr sich genöthigt, seinen Schuldner Melüe zur Zahlung anzuhalten. Melüe entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit, zeigte sich aber bereitwillig, mit ihm nach Manosque zum Gerichtsschreiber Ventier, dem Bürgen, zu reisen, der hoffentlich kein Bedenken tragen würde, anstatt seiner die Schuld zu tilgen.

Beliard und sein Schuldner Melüe machten sich mit einander an einem schönen Sommertage auf die Reise, und kamen Abends in der Stadt Manosque an. Sie begaben sich ungesäumt in die Wohnung des Gerichtsschreibers, und sagten zu ihm, weil es schon spät sei, wollen sie ihm heute nicht mehr überlästig seyn, er möchte ihnen nur die Stunde bestimmen, zu welcher sie morgen sich bei ihm eines wichtigen Geschäftes wegen einfinden dürften. Ventier errieth leicht, welches Geschäft es sei; und sein Gemüth wurde nicht wenig beunruhigt; er aber, ein geitziger und arglistiger Mann, verstellte sich, so gut er konnte, und ersuchte sie, in seinem Haus Nachtherberge zu nehmen. Sie nahmen dies Anerbieten an; und er lud sie ein, sie möchten, bis das Nachtessen zubereitet seyn würde, seinen am Hause gelegenen Garten besichtigen. Er spazierte mit ihnen im Garten hin und her; jetzt blieb Beliard bei einem seltnen Gartengewächse stehen, und betrachtete es eine Weile; Melüe und Ventier entfernten sich indessen einige Schritte von ihm: da sagte Melüe seinem Vetter mit leiser Stimme, warum sie gekommen seyen, und bath ihn, anstatt seiner zu bezahlen, mit der Versicherung, ihm bald alles zu ersetzen. Ventier erwiederte seinem Vetter: „Ich hab' es mir eingebildet: aber, Vetter, es wird nichts daraus; gewiß, es wird nichts daraus. Beliard ist reich genug; er kann noch lange auf die Bezahlung warten. Und wartet er nicht gern, so läßt sich schon ein Mittel finden, daß er wird warten müssen. Dies sei aber unter uns geredet.“ — Jetzt näherte sich ihnen Beliard wieder.

Man ging zum Nachtessen. Nach mancherlei Gesprächen sagte Ventier zum Handelsmann: „Ich habe schon vernommen, Herr Beliard, warum Ihr mit meinem Vetter hieher gereist seyd; Ihr möchtet nämlich bezahlt seyn. Aber es thut mir leid, daß ich diesem Verlangen nicht sogleich willfahren kann. Möchtet Ihr nicht uns beiden eine Gefälligkeit erweisen, und noch ein und anderes Jährlein Geduld tragen?“ Ganz gelassen antwortete der Handelsmann: „Ich kann wahrhaftig nicht länger zuwarten. Ihr wisset selbst, daß auch einem wohlbemittelten Handelsmann zuweilen das baare Geld auf Einmal ausgeht. — Ventier erwiederte: „Bei Euch ist nichts solches zu fürchten. Lasset Euch bereden, und williget in den verlangten Aufschub ein. Wenn nicht, so könnte Euer Ungestüm Euch mehr Schaden, als Nutzen bringen.“ — Billig hatte der Gläubiger Mißfallen an solcher Rede, und sagte: „Wie, man will mich mit Drohungen zwingen, von meiner Foderung abzustehen? Das hätte ich nicht erwartet. Es wird mir doch erlaubt seyn, bei der Obrigkeit Schutz und Hülfe zu suchen.“ — Ventier, der die Sache nicht wollte vor die Obrigkeit kommen lassen, erwiederte ihm: „O Herr Beliard, meine Rede ist nicht so böse gemeint. Wir wollen gute Freunde bleiben. Wollet Ihr kurzum die Bezahlung, so sollet Ihr sie schon morgen erhalten. Obwohl ich nicht mit so vielem baaren Gelde versehen bin, hoffe ich doch gute Freunde zu finden, die mir vorstrecken.“ — Jetzt stand man vom Nachtessen auf, und dem Handelsmann wurde ein Zimmer zur nächtlichen Ruhe angewiesen.

Ventier aber unterredete sich noch eine zeitlang mit seinem Vetter Melüe, und ging gegen Mitternacht in aller Stille aus dem Hause. Drei liederliche, gewissenlose Bürger, die ihm schon öfters zur Ausführung ungerechter Unternehmungen geholfen hatten, bekamen von ihm einen unerwarteten nächtlichen Besuch: er erzählte ihnen, welchen listigen Streich er mit seinem Vetter ausgedacht habe, um der ungestümen Foderung Beliards los zu werden, ja sogar noch einen Theil vom Vermögen desselben zu erhaschen. Sie hielten zwar seinen ruchlosen Plan für verwegen und gefährlich; weil er ihnen aber Geld gab und noch mehr versprach, so verhießen sie ihm, alles zu thun, was er verlangte.

Am Morgen ersuchte Ventier den Beliard, er möchte nur bis über Mittag Geduld haben, um noch vor Abend die Bezahlung zu erhalten. Der Handelsmann war zufrieden, und wollte jetzt in die Kirche zum Gottesdienste gehen. Als er, von Ventier begleitet, der Hausthür zuging, kamen drei Bürger herein, welche zum Gerichtsschreiber sagten, zwei aus ihnen seyen entschlossen, ihre nächst der Stadt gelegenen Weinberge zu vertauschen; er möchte also die Gefälligkeit haben, sich, seinem Amte gemäß, bei Besichtigung und Uebergabe einzufinden, und hernach die schriftliche Urkunde zu verfertigen. Er erwiederte ihnen: „Das will ich gern thun; aber ihr beide, die ihr mit einander tauschen wollet, habet nur Einen Mann als Zeugen bei euch: es müssen aber nach der Gerichtsordnung zwei Zeugen seyn.“ — Sie erwiederten ihm: „Den zweiten Zeugen wollen wir noch suchen; wenn aber dieser Herr

da, der allem Anscheine nach ein Verwandter oder doch ein guter Freund von Euch ist, uns die Mühe ersparen, und einen Zeugen abgeben wollte, würde uns eine große Gefälligkeit geschehen." — Um dies ersuchte ihn nun auch der Gerichtsschreiber selbst. Beliard gab sein Jawort, und ging mit ihnen. Die Weinberge wurden besichtigt, und der Tausch eingegangen. Hernach führten die zwei Eigenthümer, nach Landesgebrauch, den Gerichtsschreiber und die zwei Zeugen zu einem Frühstück in das nächstgelegene Gartenhaus. Die Bürger zeigten sich fröhlich und lustig, erzählten lächerliche Geschichtchen und sangen scherzhafte Lieder. Jetzt aber als der Hausdiener, der ihnen aufwartete, hinausgegangen war, um etwas zu holen, rief einer aus den drei Bürgern laut aus: „Wie, Herr Beliard, was redet ihr? Das sind doch erschreckliche Gotteslästerungen!" — Die übrigen sprangen vom Tische auf, und schrien: „Gotteslästerer! Gotteslästerer!" — Voll Befremdung sah Beliard einen um den andern an, und fragte, ob dies ein Spaß seyn solle. Aber ihm antwortete der Gerichtsschreiber: „Es ist kein Spaß! Unglücklicher Beliard, Euer Schicksal wird bald ernstlich werden, weil Ihr die Ehre Gottes und seiner Heiligen so lästerlich angegriffen habt. Verzeihet mir, meine Pflicht erfodert, daß ich mit diesen Zeugen hingehe, und der Obrigkeit Euer gräuliches Verbrechen gehörig anzeige." — Der Diener, der während dieses Lärms herbeilief, mußte auf ihren Befehl den Unschuldigen in dem Gartenhause verschlossen halten und bewachen; sie aber eilten in die Stadt, um ihre verleumderische Anklage bei der Obrigkeit vorzu-

bringen. Der Angeklagte wurde ohne Verzug gefänglich eingezogen, und sofort zum obersten Gerichtshofe in die Stadt Aix abgeführt.

Die Arglist des Ventier hätte nichts Aergeres gegen Beliard ersinnen und ausführen können: denn damals bestand gegen die Gotteslästerer ein überaus scharfes Strafgesetz von König Ludwig XIII. Dieser König war von eifrigen Bischöfen ersucht worden, der herrschenden Gewohnheit, Gott und die Heiligen und alles, was heilig ist, scheulos durch lästerliche Reden zu verunehren, mit seiner weltlichen Gewalt Einhalt zu thun; worauf er an alle oberste Gerichtshöfe das überaus scharfe Strafgesetz erlassen hatte. Dies Strafgesetz foderte, daß jeder, der vor Gericht einer Gotteslästerung überwiesen würde, ohne Gnade zum Tode verurtheilt werden sollte.

Die Ankläger Beliards fanden sich zu Aix zu gleicher Zeit ein, als er dort ankam. Alle vier, die sich genau verabredet hatten, bezeugten mit einem Eidschwure, Beliard habe diese und jene Gotteslästerungen ausgestoßen. Die Richter untersuchten mit so viel Genauigkeit, als damals bei Gerichtshöfen üblich war; jedoch verfuhren Gerichtshöfe in jener Zeit bei weitem nicht so umsichtig wie in unsern Zeiten. Die Richter verlangten von der Stadt Marseille ein schriftliches Zeugniß, ob Beliard einen christlichen Lebenswandel geführt habe: und da das Zeugniß sehr gut lautete, waren sie in noch größerer Verlegenheit, zumal da er standhaft läugnete, Gotteslästerungen ausgestoßen zu haben. Und da er betheuerte, er sei gar nicht berauscht gewesen, so konnten sie sich auch nicht durch

Verschonung oder wenigstens durch Milderung der Strafe aus der Verlegenheit ziehen, was sie so gern gethan hätten. Sie wußten nun, bei der Unvollkommenheit der damaligen Gerichtsordnung nichts anderes zu thun, als über ihn folgendes Urtheil zu fällen: „Erstens soll der Missethäter mit einem Stricke um den Hals und mit einer brennenden Wachskerze in der Hand, bei dem Eingange der Hauptkirche, Gott, und den König und den geärgerten Staat um Verzeihung bitten. — Zweitens soll ihm auf dem öffentlichen Richtplatze von dem Scharfrichter die Lästerzunge aus dem Munde geschnitten werden; hernach werde die Zunge und der Gotteslästerer auf einem angezündeten Scheiterhaufen zu Asche verbrannt, die Asche aber auf die öffentlichen Straßen ausgestreuet. Drittens soll sein zeitliches Vermögen eingezogen werden." Das Urtheil sprach auch aus, von diesem eingezogenen Vermögen solle jedem jener drei bürgerlichen Zeugen eine Summe gegeben werden, die 83 große französische Thaler ausmachte; dem Gerichtsschreiber Ventier aber als großem Eiferer für die Ehre Gottes und für das Gesetz des Königs wurde von jenem Vermögen eine Summe von 332 großen französischen Thalern zugetheilt.

Beliard hatte aber gute Freunde, die für ihn an die Richter eine Bittschrift richteten, in der sie bathen, die Sache möchte abermal untersucht werden; dies geschah. Da einer jener drei Bürger von Manosque schwer erkrankte, wurden nur die andern zwei und Ventier wieder vernommen, und sie blieben auf ihrer

ersten beschwornen Aussage. Es blieb also bei'm gefällten Urtheile.

Dem erkrankten Bürger von Manosque wurde vom Arzte das Leben abgesprochen. Der Kranke ließ einen Priester zu sich rufen, und bath in seiner Gewissensangst denselben, auf seine Kosten nach der Stadt Aix zu reisen, und dort bei dem obersten Gerichtshofe in seinem Namen seine verleumderische Aussage wider den Handelsmann Beliard zu widerrufen; er gab ihm schriftlichen und durch geschworne Zeugen unterzeichneten Widerruf mit. In diesem Widerruf war auch enthalten, wie Ventier ihn und seine zwei Mitbürger mit Geld bestochen habe, solche Verleumdung zu verüben. Ehe der Priester abreiste, starb der reumüthige und bußfertige Kranke.

Nun ritt der Priester mit dem schriftlichen Widerrufe spornstreichs der Stadt Aix zu, und übergab die Urkunde dem Sachwalter Beliard's. Er kam gerade noch zu rechter Zeit; denn an diesem Tage sollte der Schuldlose hingerichtet werden, und schon versammelte sich eine unzählige Volksmenge in den Straßen, und besonders auf dem Richtplatze, und harrte auf die Ausführung des Verurtheilten.

Ventier und jene zwei mitschuldigen Bürger von Manosque wurden gefänglich eingezogen. Melüe, jener Handwerksmann von Marseille, machte sich flüchtig, und man konnte somit seiner Person nicht habhaft werden. Einer jener zwei Bürger bekannte nun die Wahrheit, und entdeckte den Richtern mehrere Umstände, die zur Ueberweisung der Mitschuldigen dienten.

Der Handelsmann Beliard wurde auf freien Fuß

gestellt und vollkommen unschuldig erklärt; aus dem Vermögen Ventiers wurde ihm eine Geldsumme zur Genugthuung zugetheilt, welche beiläufig fünftausend Gulden ausmachte. — Ventier wurde nach Ausschneidung der Zunge lebendig verbrannt. — Seine zwei Gehülfen wurden lebendig gerädert. — Melüe wurde des Todes schuldig erklärt, und sein Bildniß wurde indessen, bis man seiner Person habhaft werden könnte, an den Galgen aufgehängt, weil er mit Ventier den boshaften Anschlag ausgesonnen hatte. — Das Vermögen aller Verurtheilten wurde eingezogen, um davon die Gerichtskosten zu bezahlen, die verunglückten Familien zu verpflegen, und das Beßte des gemeinen Wesens zu fördern.

*

Nicht jedem Schuldner, und nicht jedem Bürgen trau';
Denn manchmal spinnt die Bosheit ihre Fäden schlau.

65.

Das Fäschen.

Ein gewisser Eugen, adelicher Gutsbesitzer in Ungarn, fuhr von Großwardein nach seinem unfern von dieser Stadt gelegenen Landsitze; er hatte nur den Kutscher bei sich; die eigenen Pferde waren ein auserlesenes Viergespann, das den Weg von der Stadt nach dem Gute schon öfters gemacht hatte.

An einer für Räuber günstigen Stelle des Weges wurde der Wagen plötzlich von fünf Bewaffneten angehalten; diese foderten den Eugen auf, ihnen seine

Baarschaft zu geben. Er sah keine Möglichkeit, sich zu vertheidigen, und gab ihnen alles Geld, das er bei sich hatte; es war aber von einem geringen Betrage. Sie durchsuchten alles, fanden aber nicht mehr Geld. Sie zürnten darüber, und faßten den Entschluß, an dem Wagen und den vier tüchtigen Pferden sich schadlos zu halten; dem Eugen sagte deßhalb der Häuptling der Räuber, er solle nun den ohnehin kurzen Weg nach seinem Landsitze zu Fuß machen sammt dem Kutscher; eine größere Geldsumme wolle man bei nächster Gelegenheit aus seinem Schlosse selbst abholen. Jetzt bestiegen sie den Wagen, einer von ihnen schwang sich auf den Bock, und ergriff die Zügel; in wenigen Augenblicken entschwanden sie den Blicken des nachsehenden Eugen.

Als dieser auf seinem Landsitz ankam, fand er daselbst eine Gesellschaft von Männern, die aus der Nachbarschaft gekommen waren, ihn mit einem Besuche zu erfreuen. Er erzählte ihnen, was ihm auf dem Wege widerfahren sei, und daß ihm der Häuptling der Räuber einen Besuch angedroht habe. Eugen und seine Gäste meinten, der Besuch von den Räubern geschehe mit nächstem und zwar in beträchtlicher Anzahl. Sie wollten der Bande kräftig begegnen, und wo möglich das ganze Gelichter aufheben und der Obrigkeit einliefern. Sogleich schritten sie zu den nöthigsten Anstalten; man beschloß, vereint in Eugens Schlosse zu verbleiben und sich durch andere benachbarte Freunde, die man auch einlud, zu verstärken. Man bewaffnete sich. Die Zugänge, die Einfahrt, die Gänge des Schlosses wurden mit Schutzwehren versehen; für je-

den wurde ein Posten angewiesen; man nahm sich's auch vor, den Haupteingang des Schlosses bei einbrechender Nacht hell zu beleuchten, und die nächste Umgebung mit Wachen zu besetzen, damit diese die Annäherung des Feindes benachrichtigen könnten.

Unter solchen Vorbereitungen ging der Tag zu Ende, und die Nacht brach ein. Man erwartete zwar für diese Nacht kein Wagstück der Räuber; jedoch beschloß man, nur abwechselnd zur Ruhe zu gehen. Um Mitternacht kam ein Geräusch und Getrappel immer näher, und plötzlich geschah ein Anstoß an's Hauptthor des Schlosses. Im Nu war im Schlosse alles auf den Beinen, und man öffnete das Thor, um die Räuber in Empfang zu nehmen; sieh, da trabten vier schäumende Pferde mit einem Reisewagen herein; es waren die Pferde und der Wagen des Eugen, so ihm waren geraubt worden: auf dem Bock war ein völlig bewußtloser Mann; im Innern des Wagens lagen vier Männer eben so bewußtlos und betäubt. Eugen und sein Kutscher erkannten sogleich, es seyen jene Räuber.

Man begriff nicht, wie es zugegangen seyn möge, daß die Räuber nun so ankamen. Aber Eugen konnte sich die Sache nun erklären: er hatte sich nämlich zu Großwardein in der Apotheke ein Fäßchen gewöhnlichen Branntweins mit Zucker und einer tüchtigen Gabe Opium zubereiten lassen, um diese Mischung in seiner Wohnung und in den Ställen den lästigen Ratten vorzusetzen, damit sie davon betäubt ihre Schlupfwinkel verlassen würden, und so ohne Mühe getödtet werden könnten: — nun dies Fäßchen hatten die Räuber

im Wagen gefunden und sie hatten davon getrunken; das Getränk betäubte sie; die treuen Pferde aber, als der betäubte Räuber auf dem Bocke sie nimmer leitete, kehrten auf der ihnen wohlbekannten Straße um, und liefen der Heimath zu.

*

Der schlauste Bösewicht
Entgeht der Strafe nicht.

66.

Der Mann auf der Stiege.

Vor kurzer Zeit sah ein Hauseigenthümer in Magdeburg einen Mann mit einem Korbe, in dem er ein Bette hatte, auf der Treppe oder Stiege seines Hauses: der Mann mit dem Korbe ging aber rückwärts die Treppe herunter; der Hauseigenthümer aber täuschte sich und meinte, der Mann wolle mit seinem Bette die Treppe hinauf, und rief ihm zu: „Mann, wohin?“ — Der Mann antwortete: „Hier hinauf.“ — Der Hausvater fragte, wem denn dies Bett gehöre? der Mann antwortete, es gehöre dem Herrn Lieutenant (oder Offizier). Jener sagte, hier wohne kein Lieutenant; der Mann erwiederte: „Aber es zieht doch einer hier ein.“ — „Hier zieht keiner ein,“ entgegnete der Hauseigenthümer. Aber der Mann erwiederte: „Nun, das Haus ist mir doch so genau beschrieben worden.“ — Und der Mann mit dem Korbe drehte sich um, und ging nun vorwärts die Treppe herab; schimpfend und fluchend, man habe ihn von Pontius zu Pilatus geschickt, entfernte er sich.

Als Abends der kluge Hauseigenthümer zu Bette gehen wollte, fand er im Bettgestelle nur Stroh.

*

So klug du immer bist, so bilde dir nie ein,
Du könnest gegen Diebe klug genug je seyn.

67.

„Das wahre Nichts.“

Im vorigen Jahrhunderte hielt zu Warschau ein Franzose um Erlaubniß an, auf dem öffentlichen Marktplatz eine Schaubühne aufzuschlagen, auf welcher er nur ein einziges Mal als Schauspieler auftreten und das Stück: „Das wahre Nichts“ betitelt, aufführen wolle. Man gab ihm die Erlaubniß. Die Preise der Plätze waren ein bis zwei Gulden polnischen Geldes; und am festgesetzten Tage versammelten sich wenigstens tausend Zuschauer aus verschiedenen Ständen. Mit Ungeduld harrte man bereits auf den Anfang des Schauspieles; endlich wurde der Vorhang aufgezogen, und ein zerlumpter junger Mensch trat hervor; er hielt an die Versammelten folgende Anrede: „Meine Herren, Sie erblicken heute vor Ihren Augen das wahre Nichts. Ich bin arm, und verachtet, und habe fast keine Kleider; ich erkenne mich als ein wahres Nichts. Von Moskau reiste ich hieher, um nach Marseille zurückzukehren; aber ich bin ohne Geld, ohne Freunde, und daher ein lauteres Nichts. Ich lud Sie also, hochgeschätzte Gönner, hieher zu mir ein, mir durch Ihre Güte und Unterstützung die Reise zu erleichtern. Wer mir das einge-

legte Geld gutwillig läßt, dem danke ich herzlich; denn so weit von meinem Vaterlande entfernt, bin ich in Noth und Elend. Wer aber seine Einlage zurückverlangt, der beliebe zu befehlen; ich bin zu geneigtem Winke bereit."

Hier endigte seine Anrede. Die Zuschauer sahen einander mit Befremdung und lachend an, und gingen alle, durch das wahre Nichts gerührt, ohne ihre Einlagen zurück zu fodern, auseinander, indessen der Franzose ihnen aus vollem Herzen dankte.

*

Die gute Art zu bitten
Ist immer wohl gelitten.

68.

Der siebenzigjährige Hauptmann.

Zum Kaiser Joseph kam einst ein siebenzigjähriger, braver, von seinen Soldaten geliebter Hauptmann, um nach vollendeten Dienstjahren um seine Entlassung zu bitten; er trug dem Kaiser seine Bitte so vor: „Euer Majestät, es thut mir leid, daß ich dem kaiserlichen Hause nicht mehr dienen kann. Muth hätte ich noch; aber meine Kräfte fangen an, mich zu verlassen." — Der menschenfreundliche Kaiser fragte ihn: „Wie lange haben Sie gedient?" — Die Antwort war: „Vierzig Jahre." — „Wie alt sind Sie?" sagte der Kaiser; und der Hauptmann antwortete, er sei siebenzig Jahre alt. Der Kaiser dankte ihm für seine treuen Dienste, und sagte, er solle die Entlassung und die Pension oder den Ehrengehalt haben. Der

Hauptmann, dessen Vaterland Frankreich war, sagte: „Aber ich habe noch eine Bitte an Euer Majestät; wird sie mir gewährt, so —“ Der Kaiser unterbrach ihn mit den Worten: „Reden Sie.“ Der Hauptmann sprach: „Ich möchte meine Pension so gern in meinem Vaterlande und bei meinem Vater verzehren.“ — Sich verwundernd, sagte der Kaiser: „Was sagen Sie? lebt Ihr Vater noch?“ — Und er antwortete: „Ja, Euer Majestät; in Bourbonne-les-Bains; er ist gesund und frisch, hundert Jahre alt, und möchte vor seinem Ende noch gern seinen Sohn sehen, und den Kaiser segnen, der ihm diese Freude bereitet; und ich möchte mich noch einmal erquicken an seinem Vaterblicke, und mich so recht meines Daseins freuen.“ — Mit hoher Freundlichkeit drückte ihm Joseph die Hand, und sprach: „Gehen Sie nach Bourbonne-les-Bains, grüßen Sie mir Ihren lieben Vater; es ist Ihnen alles, alles gewährt.“

*

Es schöpfet aus des alten Vaters Blicken
Sogar der Held sein süßestes Entzücken.

69.

Die zwei Schachteln.

In Warschau gab es sehr viele reiche Einwohner, bei welchen man auf gute Pfänder baares Geld erhalten konnte. Das veranlaßte die Wittwe eines griechischen Handelsmannes, die in einem Alter von sechs und zwanzig Jahren war und aus sehr guter Familie

stammte, daß sie auf einen sonderbaren Gedanken verfiel. Sie ließ sich zwei gleiche Schachteln verfertigen, die man durchaus nicht unterscheiden konnte. Die eine derselben füllte sie mit Edelsteinen und Perlen, deren Werth beiläufig 300 Dukaten betrug; in die andere aber legte sie nichts als eiserne Schnallen, zinnerne Knöpfe und derlei geringfügige Sachen. Sie kam zu einem Reichen, zeigte die mit Edelsteinen und Perlen gefüllte Schachtel und verlangte auf dies Pfand nur den dritten Theil des Werthes in Geld; sie erhielt die von ihr selbst bestimmte Geldsumme; nun bath sie um Erlaubniß, diese Schachtel im Namen ihrer angeblichen Herrschaft versiegeln zu dürfen. Dies geschah; und sogleich darauf ließ sie die Schachtel in ihren Schooß fallen, wo sie die andere Schachtel in Bereitschaft hatte; im Nu zog sie diese andere mit geringfügigen Sachen gefüllte Schachtel hervor, und übergab sie dem Mann als das Pfand.

So machte sie es in gar viel Häusern. Diese Arglist übte sie durch vier Monate aus. Endlich, als sie es im Hause eines reichen Rechtsfreundes wieder so machte, bemerkte der dabeistehende neunjährige Knabe den Umtausch der Schachteln; und so wurde sie auf ihrer bösen That ertappet.

In der gerichtlichen Untersuchung stellte sich heraus, daß sie auf solche Weise sechzehntausend Dukaten erbeutet hatte.

Sie ward öffentlich mit Ruthen gestrichen und dann auf immer in's Zuchthaus geschickt.

*

Die Bosheit treibt ihr Spiel nur eine Weile,
Dann folgt die Strafe ihr mit Blitzeseile.

70.

Der edelmüthige Kutscher.

Einem Kutscher in Paris, Namens Franz Poyer, übergab im Jahr 1829 eine Frau ein kleines Kind, und bezahlte das Kostgeld auf einen Monat voraus. Es verstrichen zwei Jahre, ohne daß die Mutter des Kindes sich blicken ließ. Er behielt unterdessen das Kind zu seinen vier eigenen, und legte sich alle denkbaren Entbehrungen auf, um den verlassenen Kleinen zu pflegen. Nach zwei Jahren erschien endlich die Mutter, um das Kind zurück zu nehmen; Poyer gab es ihr mit schwerem Herzen zurück; begehrte aber kein Geld für die Pflege.

Nicht lange hernach verfügte er sich zur Mutter des Kindes, um zu hören, wie es dem kleinen Ludwig gehe. Sie sagte ihm, den Kleinen habe sie zu einer reichen Familie nach Tours geschickt. Diese Rede der Mutter erweckte in ihm Verdacht. Er erkundigte sich bei solchen, die sonst dorthin fuhren, und ward inne, jener Kleine sei nicht abgereist, sondern seine Mutter habe ihn ausgesetzt, und seinem Schicksale überlassen; man bezeichnete ihm den Platz, wo sie den Kleinen ausgesetzt habe. Er fragte weiter nach, und fand den lieben Ludwig im Findelhause krank und in der Gefahr, das Gesicht zu verlieren. Er wollte ihn sogleich zurücknehmen, aber nach den Verfassungs-

gesetzen des Findelhauses sollte er dem Findling eine Geldsumme von beiläufig 125 Gulden zusichern, die bei dessen Großjährigkeit ausbezahlt werden sollte. Diese Foderung schreckte ihn nicht ab: er brachte die Geldsumme zusammen, und am folgenden Tage nahm er ihn vor obrigkeitlicher Person an Kindesstatt an.

Als Ludwig sein zwölftes Jahr zurückgelegt hatte, that ihn Poyer in eine Lehre.

Die französische Akademie oder Gelehrten-Gesellschaft, von welcher Tugendhandlungen mit Preisen belohnt werden, hat im Jahr 1839 Poyers edle Liebe zu Ludwig mit einer Geldsumme belohnt, die beiläufig fünfzehnhundert Gulden betrug.

*

Fremdem Kinde Vater seyn
Trägt sogar den Himmel ein.

71.

Das Missverständniss.

Im verflossenen Jahrhunderte ereignete sich in Yorkshire folgendes:

Ein Herr, der nach Schottland reiste, ließ in einem Gasthause, wo er die Pferde wechselte, seine Börse oder seinen Geldbeutel liegen. Kaum war er fort, fand der Wirth die Börse, und schickte den Stallknecht sogleich damit zu Pferde nach. Der Stallknecht holte die Kutsche ein, ritt an den Schlag hin, und, weil sein Pferd nicht stehen wollte, so wandte er es auf die andere Seite, und rief dem Reisenden

zu: „Ihre Börse; Herr, Ihre Börse!“ — Der Herr vermuthete, es sei ein Straßenräuber, der ihm die Börse abfodere: zog eine Pistole hervor, und jagte dem armen Stallknecht eine Kugel durch den Kopf.

*

Was ein Mißverständniß schaden kann!
Deßhalb forscht genau der kluge Mann.

72.

Der Ritter Pechio.

Ein hochadeliger Ritter, Namens Pechio, hatte im sechzehnten Jahrhunderte die Oberherrschaft über eine kleine Stadt und die kleine umliegende Gegend in jenem Theile Italiens, den man die Lombardei nennt. Seine Unterthanen liebten ihn, und bewiesen es bei jeder Gelegenheit. Diese Liebe hatte er sich ohne große Staatsklugheit erworben; seine werkthätige Liebe gewann ihm die Herzen der Unterthanen. Er war stets bemüht, in seiner Herrschaft Ruhe und Ordnung zu erhalten, und in jeder Familie Frieden und Eintracht, Emsigkeit im Arbeiten und Ehrbarkeit der Sitten zu fördern. Seine Regierungsweise war einfach. Ihn reute kein Zeitaufwand, wenn es darum zu thun war, Klagen seiner Unterthanen anzuhören, ihre Rechtshändel zu untersuchen, und gerechtes Urtheil zu fällen. Von aller Willkühr weit entfernt, war er mit den mäßigen Abgaben, Steuern und Frohndiensten zufrieden, und hatte Achtung gegen Eigenthum und Recht eines jeden. Der Armen und der Nothleidenden erbarmte er sich, und gewährte ihnen Unter-

stützung von seinen Ersparnissen, die er durch Vermeidung unmäßiger Pracht und verschwenderischer Lustbarkeiten machte.

Seine Unterthanen hatten jetzt aber großen Kummer, da er eines Tages nach dem Spazierritte verschwand, und nicht mehr zurückkam. Man durchsuchte alle umliegenden Felder und Wälder, Berge und Thäler; man schickte Boten in alle benachbarten Dörfer und Städte, und versprach demjenigen eine Belohnung, der die Nachricht bringen würde, wo der theure Ritter sich befinde. Aber alles war vergeblich. Es verging eine Woche um die andere, und man konnte nicht die mindeste Spur von ihm entdecken. Endlich verschwand fast alle Hoffnung: die Bestürzung und Traurigkeit war so allgemein, als wäre in jeder Familie der Hausvater gestorben: man hörte nur klagen und jammern. Ein Schulmeister verfertigte in italienischen Reimen ein Trauerlied, das in der Uebersetzung von einem deutschen Schriftsteller, der dem Liede die anmuthige Einfachheit beließ, so lautet:

Ach, edler Ritter Pechio!
Du Kleinod deines Adelstands,
Du Vater deines Vaterlands,
Wo bist Du gähling hingekommen?
Wer hat Dich uns hinweggenommen?
Ach, edler Ritter Pechio!

Ach, theurer Ritter Pechio!
Du rittest unbegleitet fort,
Und nanntest weder Weg noch Ort,
Du hättest sollen alles sagen;
So könnten wir Dich noch erfragen.
Ach, theurer Ritter Pechio!

Ach, liebster Ritter Pechio!
Wir suchen Dich durch Berg und Thal,
Und rufen Dir viel hundert Mal:
Wann wirst Du unser Rufen hören,
Und heim zu deinen Kindern kehren?
Ach, liebster Ritter Pechio!

Ach, beßter Ritter Pechio!
Wenn solches jetzt nicht möglich ist,
Und wenn Du heut verhindert bist,
So komm', ja komm' gewiß bis morgen,
Und allerspätest übermorgen.
Ach, beßter Ritter Pechio!

Dieses ungekünstelte Trauerlied lernten fast alle Unterthanen auswendig; und sie sangen es, oft viele mit einander, oft einer allein, bei ihren Arbeiten, zu Hause, auf dem Felde. Ihre Liebe zu ihm erlosch nicht, und machte, daß sie seiner sehr verständigen Frau Gemahlinn, die nun mit Beihülfe einiger treuen Beamten regierte, willig gehorchten.

Nicht weit vom Gebiete des vermißten Ritters Pechio wohnte ein anderer Edelmann in einem großen alten Schlosse, das nach damaliger Weise ziemlich befestigt und mit Gräben und Wällen umgeben war. Seine Herrschaft erstreckte sich aber nicht weiter, als auf etliche umhergelegene Dörfer. Er wurde als ein rauher und hartherziger Herr von seinen wenigen Unterthanen gefürchtet, aber nicht geliebt. Gegen seine Nachbarn übte er öfters Gewaltthätigkeiten, und er hätte gern das alte Faustrecht wieder aufgebracht, bei dessen Bestand Gewalt wider Recht gegolten hatte.

Es waren mehrere Jahre seit dem Verschwinden des Pechio verflossen, als einst zur Sommerszeit der

böse Edelmann einen Maurer aus dem nächsten Städtchen bestellte, der ihm die hin und wieder beschädigten Mauern und Dächer ausbessern sollte. Nachdem der Maurer bereits einige Tage gearbeitet hatte, kam er an das Dach eines alten Thurmes, wo er für nöthig fand, mehrere beschädigte Ziegelplatten wegzunehmen, und dafür neue einzusetzen: bei dieser Arbeit sang er nach seiner Gewohnheit, um sich die Arbeit lustiger zu machen; er sang auch das erwähnte Trauerlied der Unterthanen des Pechio. Als er mit diesem Liede beinahe zu Ende war, und einige Ziegelplatten weggeräumt hatte, sah er bei einfallendem Sonnenlichte, daß sich in der Tiefe des Thurms etwas bewege: er schaute mit angestrengten Augen hinunter, und ihm schien, es sei ein Mensch: er schaute noch genauer nach, und sah, dieser Mensch sei mit einer Kette an die Mauer angeschmiedet; er sah, wie er in zerlumpter Kleidung, am ganzen Leibe mager und abgezehrt, seine Augen reibe und gegen das unerwartet einfallende Tageslicht erhebe. Der Gefangene sagte zu ihm: „Ach, guter Freund, erbarmet Euch, wer Ihr immer seyd, um des Himmels willen, eines armseligen Nebenmenschen, der schon seit langer Zeit ohne Hülfe und Trost in diesem Abgrunde schmachtet.“ — Von Mitleid gerührt, fragte ihn der Maurer: „Was kann ich Euch Gutes thun?“ Und der Gefangene antwortete: „Saget mir doch, wo ich mich befinde; denn ich weiß es bis auf diese Stunde nicht. Auf einem Spazierritte bin ich von unbekannten bewaffneten Leuten überfallen worden, und man brachte mich, nachdem man mir die Augen verbunden, nicht geraden Weges, sondern,

wie mich dünkte, durch Umwege hieher. Aber rede so still, als möglich, damit wir von niemanden gehört werden." Der Maurer sagte ihm nun, wo er sich befinde, und wie gern er ihm helfen möchte, wenn's möglich wäre. Der Gefangene erwiederte: „Es ist allerdings möglich, mein lieber Freund; Du hast so eben ein Trauerlied vom verlornen Ritter Pechio gesungen: — jetzt hast Du ihn gefunden; ich bin der Ritter Pechio. Erweise mir nur den Dienst, und begib Dich in's nächstgelegene mir zugehörige Städtchen, und zeige meinen Unterthanen an, ihr Herr liege in diesem Thurme gefangen. Du sollst, auf meine Ehre, eine reichliche Belohnung dafür erhalten." — Ohne dem Gefangenen ferner zu antworten, war der Maurer schon vom Dache fort; so schnell war er noch nie über ein Gerüst und über Leitern herabgekommen. Handwerkszeug und Oberkleider ließ er liegen, und sprang dem Städtchen zu.

Aber der Herr des Schlosses stand müßig bei'm Fenster, aus dem man die Straße übersehen konnte. Es kam ihm sonderbar vor, daß der Maurer so schnell davon eile; und nach einigem Nachdenken gerieth er auf den Argwohn, der Maurer könne bei Ausbesserung des Thurmes etwa auf eine Spur des gefangen gesetzten Ritters gekommen seyn. Ungesäumt ließ er ein Pferd satteln und eilte ihm nach. Als der Maurer nicht mehr weit vom Städtchen war, so meinte er, eine Stimme zu hören, die ihm rief, er solle halten; er wandte sich um, und sah in einer nicht großen Entfernung den Edelmann in vollem Galoppe, mit einer Pistole in der Hand, daher reiten. Der Maurer lief

sich nun fast aus dem Odem, und kam ganz nahe an's Stadtthor, fiel aber entweder aus Mattigkeit oder aus Uebereilung zu Boden. Ehe er sich wieder aufrichtete, hatte ihn der Edelmann bis auf einige Schritte erreicht, und schoß ihm eine Kugel durch den Leib. Jetzt machte der Edelmann sich in schneller Flucht davon.

Es liefen Leute zum Maurer herbei; im Blute schwimmend, nahm er noch seine letzten Kräfte zusammen und erzählte, wo er den Ritter Pechio gefunden, und was ihm dieser aufgetragen habe; — und alsbald verschied er.

Wie Lauffeuer verbreitete sich die Kunde, der Ritter Pechio erwarte von seinen Unterthanen Rettung, durch das Städtchen und die ganze Herrschaft. Heute noch bewaffnete sich sogleich alles, was Waffen tragen konnte; die Schaaren eilten dem angezeigten Schlosse zu; alles rief einander zu: „Für die Rettung unsers Herrn wagen wir Leib und Leben.“ Man kam dort an, fand aber wenig Widerstand: der Edelmann, dem das Schloß gehörte, war verschwunden, und seine Leute hatten keinen solchen Ueberfall vermuthet: es kostete wenig Mühe, in das Schloß einzudringen und sich aller derjenigen zu bemächtigen, die sich zur Gegenwehr zu setzen schienen. Eine Schaar der beherztesten Unterthanen des Pechio stand jetzt schon bei der Thür des Thurmes; sie warteten nicht, bis man die Schlüssel fand; sie brachen die Thür mit Gewalt auf. Als sie aber den Gefangenen erblickten, erschracken sie, und wollten nicht glauben, er sei ihr Herr: denn er sah sich gar nicht mehr gleich. Einer nach dem an-

dern murmelte: „Er ist es nicht; man hat uns übel berichtet.“ — Der Gefangene aber rief so laut, als es ihm seine schwachen Kräfte erlaubten: „Liebe Leute, kommt nur her; ich bin es! Ihr kennet mich nicht mehr; aber ich kenne noch Viele von euch. Du, Franz Leti, denkst Du nicht daran, daß ich Dir, kurz vor meinem Unglücke, einen Bauernhof verliehen habe? — Und Du, Joseph Albini, bist mir ja noch dreissig Thaler schuldig, die ich Dir in der Stille geliehen habe.“ Jetzt zweifelten sie nimmer. Alle erhoben ein lautes Freudengeschrei. Einige küßten seine abgemergelten Hände; andere bemühten sich, ihn von der Kette loszumachen; mehrere liefen davon, um die Freudenbotschaft überall auszubreiten.

Man brachte ihn in's schönste Zimmer; der Bart ward ihm abgenommen, seine Haare und Nägel beschnitten. Man suchte für ihn aus den Kästen die schönsten Kleider heraus; und bald darauf brachte man ihm aus Küche und Keller das Beßte. Er genoß nur etwas weniges; aber die Angesehensten mußten sich zu ihm an den Tisch setzen, und sich Speise und Trank wohl schmecken lassen. Dabei erzählte er ihnen und den umherstehenden Aufwärtern, wie er Hunger und Durst, Kälte und Ungemach gelitten habe. Er sagte auch, dem Eigenthümer des Schlosses habe er nie ein Leid zugefügt, und seinen Haß sich nur dadurch zugezogen, daß er ehemals seine Unterthanen und Nachbarn wider seine Gewaltthätigkeiten vertheidiget habe. Und als sie ihm erwiederten, Gott werde ihm für alles Erlittene reichlich ersetzen, sprach er: „Gott gab mir schon im Kerker einen Ersatz; höret

nur: nachdem ich beiläufig zwei Jahre lang, gezwungener Weise, gefastet, und nichts als Brod und Wasser und etwas Baum- und Gartenfrüchte genossen hatte, verließ mich die Fußgicht dergestalt, daß ich fortan nichts mehr von solchen schmerzlichen Anfällen empfand." Da riefen alle zusammen: „Gott sei Lob; so haben wir denn gute Hoffnung, unsern gnädigen Herrn noch lange in vollkommener Gesundheit regieren zu sehen." — Sie erzählten ihm, was sich seit seiner Gefangenschaft in seiner Herrschaft und in der Nachbarschaft Merkwürdiges zugetragen habe. Endlich erwähnten sie auch, wie erbärmlich der gute Maurer, den er in das Städtchen geschickt hatte, das Leben verloren habe. Das ging dem Ritter tief zu Herzen. Einige boten sich an, mit bewaffneter Hand den Mörder aufzusuchen; andere wollten dies Schloß sogleich zerstören: diesen antwortete aber der Ritter: „Nein, meine Freunde, haltet inne; dieses Schloß muß stehen bleiben; ich will euch morgen sagen, wozu ich es brauchen möchte. Erweiset mir die Gefälligkeit, und lasset einige Mannschaft hier bleiben."

Jetzt kam auch seine Gemahlinn mit Kutsche und Pferden an. Dies Wiedersehen war ein so rührender Auftritt, daß alle weinen mußten. Nun ging der Zug in sein Städtchen. Der Einzug in dasselbe war ein Siegesfest: von allen Seiten drängten sich Kinder, Jünglinge, Jungfrauen, Weiber und Greise herbei mit Blumen und Baumzweigen zur Kutsche des geliebten Ritters, und jubelten in den herzlichsten Begrüßungen.

Auf seinen Befehl wurde am folgenden Tage ge-

gen Abend der erschossene Maurer so feierlich und ehrenvoll bestattet, als wäre er ein Adelicher; alles mußte dabei erscheinen, und alles erschien gern; Pechio selbst, so schwach er auch war, begleitete den Leichenzug, hörte die Grabrede und wünschte dem Hingeschiedenen mit lauter Stimme die ewige Ruhe.

In seine Wohnung zurückgekehrt, ruhte er ein wenig aus; dann ließ er die Wittwe und die Kinder des Maurers und zugleich die Angesehensten vor sich kommen. Er redete die Wittwe mit folgenden Worten an: „Ich habe mit Euch und Euern Kindern ein herzliches Mitleid, weil Ihr einen guten Mann, und diese einen guten Vater verloren habet. Tröstet Euch mit dem, was Ihr in der Leichenrede hörtet: sein Tod ist ein ruhmwürdiger und verdienstvoller, weil er zur Rettung der Obrigkeit und zum Nutzen der Mitbürger das Leben geopfert hat. Ich hatte Ihm eine Belohnung versprochen; Ihr sammt Euern Kindern sollet sie statt seiner empfangen. Da er durch seine edle Bemühung den Adelstand verdient hat, gebe ich Euch das eroberte adeliche Schloß zur Wohnung, und die dazu gehörigen Güter zum Genusse. Richtet diese Woche Euere häuslichen Geschäfte in Ordnung. Habet Ihr Schulden, so will ich sie bezahlen. In der nächstfolgenden Woche werdet Ihr die neue Wohnung in Besitz nehmen; in eben der Kutsche werdet Ihr in das Schloß hinausgeführt werden, in der ich gestern heimgeführt worden bin.“ Das gute Weib war jetzt über diesen Vortrag so betroffen, daß sie nicht Worte fand. Endlich sagte sie mit stammelnder Zunge und mit einfaltvoller Aufrichtigkeit, sie könne die angebotenen

Gnaden nicht annehmen, sie sei in ihrem ganzen Leben nie in einer Kutsche gefahren, und sie würde sich unmöglich angewöhnen können, in einem Schlosse zu wohnen. — Lächelnd erwiederte der Ritter: „Nun, ich will Euch nicht dazu zwingen. So bleibet denn mit Euern Kindern in Eurer bisherigen Wohnung, oder wählet Euch eine andere nach Belieben. Ich aber werde einen Beamten bestellen, der unterdessen das Schloß verwalten und Euch die jährlichen Einkünfte aus den zugehörigen Gütern treulich einliefern soll. Ist aber einer Eurer Söhne erwachsen und zur Verwaltung fähig, so wird er sie bekommen; auf mein Wort!“

Diese sonderbare Begebenheit ist ganz gewiß; der Schriftsteller Majolus versichert, er habe im Jahr 1586 aus dem Munde des Ritters Pechio selbst, sieben Jahre nach der Erlösung aus der Gefangenschaft, vernommen, wie Gottes Vorsehung ihn gerettet habe.

*

Sogar aus Thurm und Ketten
Kann Gott die Unschuld retten.

73.

Das neugeborne Kind.

Ein Offizier des römischen Kaisers Joseph II. hatte eine Familie von zehn Kindern. Es wurde ihm schwer, dieselben zu ernähren. Aber eines Tages fand er vor seiner Wohnung auf der Straße ein neugebornes Kind; mitleidig nahm er es in seine Wohnung;

und ließ es eben den Unterhalt genießen wie seine eigenen Kinder.

Kaiser Joseph II., der stets die schönen Thaten zu würdigen wußte, hörte von dieser schönen That des Offiziers. Er ging nun selbst in dessen Wohnung, erkundigte sich nach seiner zahlreichen Familie, und befragte ihn insbesondre wegen des fremden Kindes. Der Offizier erzählte ihm: „Als ich es vor meiner Thür fand, konnte ich mich nicht entschließen, das Kind hülflos zu lassen. Ich dachte, es werde sich wohl auch mit meinen Kindern satt essen. Meine selige Frau nahm es selbst auf, und sagte, dieses Eine werde unsre Last eben nicht sehr vermehren.“

Um diese edle Gesinnung und That zu belohnen, ließ ihm der Kaiser für jedes seiner Kinder, und auch für dies fremde einen jährlichen Gnadengehalt zu Theil werden.

*

Der Herr der Herrscher lohnet dir einst die That,
Die Er mit Wohlgefallen gesehen hat.

74.

Der Kluge.

An einem Abende, als Kaiser Joseph II. von Wien nach Italien abreisen wollte, erinnerte er sich, einige Schriften, die er mit sich nehmen wollte, entweder im Augarten, oder in Schönbrunn in seinem Schreibzimmer zurückgelassen zu haben. Er schickte sogleich einen Geheimschreiber mit den Schlüsseln ab,

um sich die Schriften abholen zu lassen. Der Geheimschreiber kam bestürzt und vor Eile fast ausser Athem zurück, und sagte zum Kaiser, er habe di Schriften weder in Schönbrunn, noch im Augarten gefunden. Der Kaiser erwiederte ihm: „So werden sie in Laxenburg liegen. Gehen Sie also eiligst dahin, und bringen Sie mir die Schriften so bald als möglich; ich werde mich nicht eher schlafen legen, als bis ich sie erhalten habe, und wenn ich auch die ganze Nacht hindurch wachen müßte.“

Der Geheimschreiber eilte mit den Schlüsseln nach Laxenburg, und wollte ohne weiters in das Schreibzimmer des Kaisers. Aber der Wache-haltende Hauptmann hielt ihn an, und sagte: Nein, mein Herr! Ich habe zwar alle Achtung gegen Sie; aber dahinein lassen darf ich Sie nicht, wenn Sie mir die Weisung nicht schriftlich von dem Kaiser selbst aufweisen können.“ — Da dies der Geheimschreiber nicht konnte, so stellte er dem Hauptmann vor, der Kaiser warte auf die Schriften, und könne ohne dieselben morgen früh nicht arbeiten. — Nun rief der Hauptmann vier Mann in's Gewehr und öffnete das Zimmer.

Als der Geheimschreiber die Schriften gefunden und dieselben zu sich gesteckt hatte, begleitete ihn der Hauptmann mit der Wache zum Kaiser nach Wien.

Der Kaiser wunderte sich nicht wenig, seinen Geheimschreiber in einer solchen Begleitung zurückkommen zu sehen. Der Hauptmann sagte zum Kaiser, er habe ohne schriftliche Ordre (oder Weisung) von Seiner Majestät in das Verlangen des Geheimschreibers zu

willigen gerechtes Bedenken getragen. — Der Kaiser erwiederte ihm: „Nun, das ist recht; es ist wahr, ich hatte vergessen, dem Sekretär (oder Geheimschreiber) die nöthige Ordre mitzugeben. Sie haben klug gehandelt; und hier nehmen Sie fünfzig Dukaten als einen Beweis meiner Zufriedenheit mit Ihrem Betragen."

*

Halt in deinem Dienst auf Pünktlichkeit;
Klugheit fodert dieses jederzeit.

75.

„Um dieses Lumpengeldes willen!"

Als die österreichische Armee nach dem Befreiungskriege im Jahre 1814 aus Frankreich zurückkehrte, wurde ein Grenadier (oder Soldat) in einer entlegenen Vorstadt Wiens einquartiert. Er kam gerade zu der Zeit in das ihm angewiesene Haus, als der Hausherr, ein hartherziger Mann, einem armen Weber, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, das Hausgeräth pfänden ließ, weil er die Wohnungsmiethe nicht bezahlen konnte. Der arme Mann rang die Hände; die Gattinn und die Kinder standen schluchzend umher, und sprachen den Hausherrn und die Gerichtspersonen um Milde und Schonung an.

Der Grenadier drängte sich hinzu, und fragte, was es da gebe. Der Weber klagte ihm seine Noth. Der Hausherr aber schimpfte, daß man bei dem Lumpenvolke nur durch strenge Mittel zu seinem Gelde kommen könne. Der Grenadier warf ihm einen ver-

ächtlichen Blick zu, und fragte mit Theilnahme den Weber, wie hoch sich denn die schuldige Wohnungsmiethe belaufe; er antwortete ihm: „Sechzig Gulden." — Ganz entrüstet sprach der Grenadier: „Um dieses Lumpengeldes willen preßt ein reicher Hausbesitzer einen armen Familienvater?! Das lasse ich nicht geschehen. Hier sind die sechzig Gulden, und aller Hausrath bleibt auf seinem Platze stehen."

Die aus ihrer Angst und Noth Geretteten umklammerten ihren Wohlthäter, und stammelten den herzlichsten Dank; die Gerichtspersonen drückten ihm voll Achtung und Wohlwollen die Hand, und der Hausherr schlich beschämt davon.

*

Nicht machet Liebe zu dem Geld
Dich hochgeachtet bei der Welt.

76.

Der Kapuziner bei der Kaiserinn Maria Theresia.

Die Kaiserinn Maria Theresia rief einst einen Kapuziner zu sich; sie wollte sich an den Worten dieses Priesters, der in einem vorzüglichen Rufe der Frömmigkeit und der Tugend stand, wieder einmal erbauen, wie sie denn öfters ihn deßwegen zu sich rufen ließ.

Die Unterredung leitete diesmal den Kapuziner auf das Unglück, ein Opfer der Unterdrückung, der Ränke und der Bosheit zu seyn, in welches Unglück

mancher rechtschaffene Mann gerathe. Und hiebei nannte er den Namen eines Fremden, welcher sich zu Wien in einer für ihn wichtigen, aber sehr verwickelten Angelegenheit aufhielt.

Im Innersten erschüttert, warf sich die fromme Kaiserinn auf die Knie, und sagte zum Kapuziner: „Helfen Sie mir der Vorsehung Dank bringen, daß ich auf den Gedanken kam, heute mich mit Ihnen zu besprechen. Ich war im Begriffe, eine Handlung zu begehen, die mich sehr gereut haben würde; Sie erretteten mich davon. Der Fremde, von dem Sie eben sprachen, sollte nach den Vorstellungen, die man mir von ihm gemacht hat, heute noch aus Wien verwiesen werden."

Auf der Stelle gab sie Befehl, die Sache des Fremden unparteiisch zu untersuchen. Und noch an demselben Tage wurde er aus dem Verhaft, worin er war, befreit, und von der Kaiserinn reichlich beschenkt.

*

Verfolgten sprich am rechten Ort
Mit Klugheit dein empfehlend Wort.

77.

Der bejahrte Silberarbeiter.

Ein sehr bejahrter, schwächlicher Silberarbeiter in Wien war ganz verarmt, und erhielt aus der Armen-Anstalt so viel, daß er nicht hungern mußte.

Aber im Jahr 1785 wurde ihm unvermuthet eine bedeutende Schuld bezahlt, die er schon längst für

verloren gehalten hatte. Sogleich ging er zum Vorsteher der Armen-Anstalt, und sprach zu ihm: „Ich kann für die Zukunft kein Almosen mehr annehmen; Gott half mir zur Erlangung einer Schuld, die ich für verloren gehalten hatte, und die mich nun in den Stand setzt, als ein genügsamer Mann meine wenigen übrigen Lebenstage ohne Sorgen zuzubringen." — Er reichte dem Vorsteher einen Beutel mit Geld hin, und sagte noch: „Ich habe nun schon genug Unterhalt aus der Armenkasse erhalten, und wünsche, daß ein Armer künftig diese Wohlthat genießen möge. Ich bitte Sie deßhalb, mein Herr, nehmen Sie dies zur Unterstützung eines Dürftigern an, als ich bin. Sollte ich bald sterben, so soll mein übriges Geld der wohlthätigen Anstalt auch zufallen. Indessen danke ich Ihnen und jedem guten Herzen für die in meinem grauen Alter mir zugetheilte Unterstützung. Gott belohne Sie dafür!"

*

„Seliger, als empfangen, ist das Geben;"
Wie uns der Heiland lehrt, Er unser Leben.

78.

Die Botschaft von einer hundert und acht Jahre alten Frau.

Eine Frau, die nun hundert und acht Jahre alt war, hatte sich seit mehrern Jahren am grünen Donnerstage bei der Kaiserinn Maria Theresia eingefunden; aber seit zwei Jahren hatte ihre Schwächlichkeit sie verhindert, bei der geliebten Mutter ihrer Völ-

ker zu erscheinen. Sie sehnte sich aber recht herzlich, die Kaiserinn wieder einmal zu sehen; denn das Bild ihrer Güte schwebte dem Geiste der Hochbetagten noch lebhaft vor.

Jetzt hielt sich die Kaiserinn Maria Theresia in ihrem Lustschlosse zu Laxenburg auf. Hier erhielt sie Botschaft von jener hundert und acht Jahre alten Frau, die ihr in Einfalt ihres redlichen Herzens sagen ließ, es thue ihr ausserordentlich leid, daß sie nicht die Ehre und die Freude haben könne, die geliebte Kaiserinn zu sehen.

Maria Theresia wurde durch diese Botschaft gerührt, begab sich selbst nach dem Dorfe, wo die Hochbetagte wohnte, und trat in ihre elende Hütte. Huldvoll sagte sie zu ihr: „Es thut Euch also leid, daß Ihr mich nicht gesehen habt? Tröstet Euch, meine Liebe! ich komme jetzt, um Euch zu besuchen.“ — Die Alte beklagte sich nur, daß sie nicht von ihrem Bette aufstehen könne, um ihr zu Füßen zu fallen. Die innigst gerührte Kaiserinn unterhielt sich eine Zeit lang mit ihr, und ließ bei ihrem Abschied eine schöne Summe Geldes zurück, damit ihr alle Bequemlichkeiten verschafft werden könnten.

*

Der Unterthanen liebende Gemüthlichkeit,
Die ist's, was des Regenten Seele hoch erfreut.

79.

Der Hochzeitgast.

Ein gemeiner Soldat vom kaiserlichen Regimente Kinsky, welches zu Theresienstadt in Böhmen in Garnison (im Aufenthalte) war, lag im Juli 1788 im Militärspitale am hitzigen Fieber krank. In einem Anfalle der Fieberhitze entsprang er aus dem Krankenzimmer auf den Abtritt, und stürzte in denselben hinab. Ein Mann, der dies Unglück wahrnahm, machte sogleich dem Aufseher des Krankensaales Anzeige; dieser aber war pflichtvergessen genug, mit der Rettung des Unglücklichen zu zögern.

Der Garnison-Prediger Johann Siebrich bekam Nachricht vom geschehenen Unglück. Dieser Mann hatte sich schon durch mehrere eben so muthvolle als menschenfreundliche Thaten ausgezeichnet, und hatte insbesondre wegen seines Betragens in einer großen Wassernoth ein kaiserliches Belobungsschreiben erhalten.

Als er vom Unglücke des Fieberkranken hörte, war er eben im Begriff, auf ein Hochzeitmahl zu gehen, zu dem er geladen war; aber er vergaß jetzt das Hochzeitmahl, legte das hochzeitliche Kleid weg, nahm eine Latern, und kroch in den Abtritts-Kanal hinein. Erst nachdem er vier Seitenkanäle durchsucht hatte, war er so glücklich, den Kranken, tief im abscheulichsten Moraste liegend, zu finden. Er schleppte ihn fort bis zu einer Oeffnung, an der schon Volk und Aerzte warteten, die ihn übernahmen.

Nach einiger Zeit wurde der Kranke gänzlich wieder hergestellt.

*

All anderes vergißt der edle Menschenfreund,
Wenn er bei Unglück noch Rettung zu verschaffen meint.

80.

Das Päckchen.

Zu Wien trug sich im Jahr 1785 folgendes zu: Ein armer Schreiber verlor ein Päckchen mit Bankzetteln oder Papiergeld; die Summe betrug viertausend Gulden. Da man Mißtrauen in den Schreiber setzte und glaubte, er habe sie entwendet, so ward er verhaftet.

Aber in demselben Augenblicke kam ein armes Dienstmädchen und brachte das verlorne Päckchen in das Gericht. Man wollte ihr hundert Gulden zur Belohnung geben; aber sie nahm sie nicht an. Hierauf bot man ihr nur dreissig, — und endlich nur acht; aber sie nahm auch diese nicht an, und sagte, sie habe nur ihre Schuldigkeit gethan und keine Belohnung verdient.

Als der Kaiser Joseph II. all dies hörte, und zugleich vernahm, dies Mädchen wolle einen Fahnenschmied heirathen, so schickte er ihr zur Heirath eine Aussteuer, welche dreihundert Dukaten werth war.

*

Immer ist es Uneigennützigkeit,
Was der Tugend den schönsten Glanz verleiht.

81.

Der Schuſs.

Graf **Karl Friedrich Gottlieb** von **Kastell**, in Franken, hatte den 16. Februar 1694 das Unglück, von seinem Hofmeister aus Unvorsichtigkeit mit einer Pistole in den Leib geschossen zu werden. Der junge Graf behielt seine ganze Fassung, und war mehr wegen der Folgen für seinen Hofmeister besorgt, als für sich selbst; er rieth daher dem Hofmeister, daß er schleunigst die Flucht ergreife, um dem Zorne seines Vaters, des alten Grafen, auszuweichen. Der junge Graf verbarg die Schußwunde so lange mit der Hand, bis er aus dem obersten Stockwerke des Schlosses den flüchtigen Hofmeister weit genug entfernt sah.

Nun erst entdeckte er seinen Eltern die Schußwunde. Als der Wundarzt den Schuß untersuchte, fand sich, daß zum Glück kein Eingeweide verletzt war; die Kugel stack im Rücken, der Wundarzt nahm sie durch einen Schnitt heraus. Die Wunde wurde glücklich geheilt.

*

Wie zart die Liebe schont,
Die Gott so hoch belohnt!

82.

Die Thränen.

Der berühmte Kirchenvater **Origenes** befand sich einst zu Jerusalem; da ersuchte ihn die Geistlichkeit, in der öffentlichen Versammlung zum Gottesdienste

eine Rede zu halten. Er ließ sich dazu bewegen; und schlug die Handschrift der Bibel auf, um sich eine Schriftstelle aufzusuchen, die er seiner Rede zum Grund legen könnte. Sogleich begegnete seinem Auge folgende Stelle aus einem Psalm: „Zum Sünder aber sprach Gott: Warum redest du von meinen Gesetzen? Und warum nimmst du meinen Bund in deinen Mund?“ Diese Worte gingen dem gottesfürchtigen und demüthigen Mann so tief zu Herzen, daß er die Handschrift der Bibel wieder zusammenrollte, und vor den Augen der ganzen Gemeinde einen Strom von Thränen vergoß.

*

Kein Strom von schönen Worten spricht so gut,
Wie demuthvoller Liebe Thränenfluth.

83.

Der schöne Name einer Stadt.

Als der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Sanftmüthige, wegen der Länderverteilung mit seinem Bruder Wilhelm, Herzog von Weimar, in einen unangenehmen Streit verwickelt war, bemächtigte er sich der Stadt Freiberg, die seinem Bruder Wilhelm gehörte. Hier ließ Friedrich der Sanftmüthige alsbald den Stadtrath zu sich auf den Marktplatz entbieten, mit der Aufforderung, daß man ihm auf der Stelle huldige, und ihm dann eine gewisse Anzahl junger Mannschaft gegen den Herzog Wilhelm stellen solle.

Diese Foderung, welche durch einen dreimaligen Aufruf bekannt gemacht wurde, verursachte in der ganzen Stadt eine allgemeine Bestürzung. Daher versammelten die Rathsherren sich auf dem Rathhause; nach gehaltener Berathschlagung faßten sie den großmüthigen Entschluß, dem Herzog Wilhelm, als ihrem rechtmässigen Herrn, getreu zu bleiben.

Um diesen Entschluß herzhaft auszuführen, gingen die sämmtlichen Freibergischen Rathsglieder in einem feierlichen Zuge, Paar und Paar, mit entblößten Häuptern, und jeder mit seinem Sterbekleide auf dem Arme, vom Rathhause auf den Markt, wo die Truppen des Churfürsten Friedrich unter Gewehr standen. Als die Rathsglieder in den Kreis, den ein Theil der Soldaten geschlossen hatte, getreten waren, näherte sich der Bürgermeister Nikolaus Weller von Molsdorf, ein ehrwürdiger Greis mit eisgrauem Haupte, dem Churfürsten, welcher im Kreise zu Pferde saß, und sagte in einer Anrede, im Namen des Stadtrathes und der ganzen Bürgerschaft, sie könnten sich unmöglich entschließen, dem Eide der Treue, den sie dem Herzog Wilhelm geschworen, zuwider zu handeln; sie haben das Vertrauen zu der bekannten Großmuth des sanftmüthigen Friedrich, er werde von seiner Foderung abstehen; widrigenfalls würden sie als rechtschaffene Unterthanen eher ihr Leben lassen, als nur Einen Augenblick wider die Pflicht handeln, die sie ihrem Landesherrn schuldig seien. — Der Redner setzte, indem er auf sein greises Haupt wies, noch die Worte hinzu: „Ich will gern der Erste seyn, hier auf der Stelle niederknien, und mir meinen alten

grauen Kopf abschlagen lassen." Und mit diesem Worte kniete er wirklich nieder.

Der Churfürst Friedrich war bis zu Thränen gerührt. Er ritt zum ehrwürdigen knienden Bürgermeister hin, klopfte ihm auf die Achsel, und sprach: „Nicht den Kopf ab, Alter; nicht den Kopf ab! Wir bedürfen solcher ehrlichen Leute noch länger, die ihren Eid und ihre Pflicht so standhaft beobachten."

Friedrich stand von seiner Foderung ab. Die Stadt Freiberg aber führte von dieser Zeit an den rühmlichen Namen „die getreue."

*

Dem Fürsten Treue!
Sie bringt nie Reue.

84.

Die zwei Schwiegersöhne.

Eines Tages kamen zu einem Advokaten oder Anwalt in Beauvais, in der Provinz Isle de France, zwei Bauern aus der nächsten Gegend. Der Advokat bemerkte an diesen zwei Bauern eine gewisse Betrübniß und Niedergeschlagenheit, und fragte sie, warum sie denn betrübt und niedergeschlagen seien. Die Antwort lautete: „Wir sind deßwegen so traurig, weil unser Schwiegervater einem Bäcker, der ein sehr braver Mann ist, mit einer bedeutenden Schuld verpflichtet ist, welche er ihm nicht zahlen kann. Wir sind also entschlossen, für den Schwiegervater zu bezahlen, wenn uns solches gestattet wird; diese Erlaubniß würde

unsre Traurigkeit in die größte Freude verwandeln." Er gab ihnen zur Antwort: „Dies wird euch recht gern gestattet; gehet hin, und thut, was ihr beschlossen habt."

Froh und heiter eilten sie zu jenem Bäcker, und bezahlten ihm die Schuld ihres Schwiegervaters.

*

Die edle Liebe fraget nicht:
„Ist dies zu thun gewiß auch Pflicht?"
Sie fraget vielmehr nur: „Darf ich's thun?"
Und nimmer läßt der Wunsch sie ruh'n.

85.

Die Sprachlosigkeit der Abgeordneten.

Die Stadt Meaux, welche sich wider Heinrich IV., König von Frankreich, empört hatte, mußte sich nach einer langen Belagerung ihm wieder ergeben. Die Stadt schickte einige Abgeordnete an ihn ab, um durch sie ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen.

Kaum erblickten die Abgeordneten den König, so kamen sie dergestalt aus der Fassung, daß sie kein Wort reden konnten, und, wie vom Blitze getroffen, sich ihm zu Füßen warfen. Der König konnte sich der Thränen nicht enthalten, richtete sie auf, umarmte sie, und sprach: „Ich sehe in euch jetzt nicht unterworfene Feinde, sondern Freunde und wohlmeinende Unterthanen; und somit umarme ich euch mit einem so zärtlichen Herzen, wie ein Vater seine Kinder."

*

Empörung belastet Gewissen mit Schuld;
Wie Sonne erfreuet die fürstliche Huld.

86.

„Nur drei Tage."

Klaude Pechon, ein armer Weingärtner in dem französischen Dorfe Mombre-les-Reines, hatte acht Kinder, und war in einem Alter von 58 Jahren; dennoch nahm er einen kränklichen Schwager, der den Seinigen lästig fiel, in sein Haus auf, und machte sich anheischig, demselben für die Schenkung eines geringen Gutes, das auf beiläufig 184 Gulden geschätzt wurde, auf seine übrige Lebenszeit Kost und Wohnung zu geben.

Aber dieser Schwager fiel schon am folgenden Tage in eine tödtliche Krankheit. Er starb nach wenigen Stunden.

Nach dem Leichenbegängnisse begab man sich in die Hütte des Verstorbenen. Hier verzichtete Claude Pechon auf jenes ihm eingeräumte Gut. Die gegenwärtige Amtsperson machte ihm die Vorstellung, er dürfe kraft des Vertrages das Gut mit allem Rechte behalten. Aber der Ehrenmann erklärte: „Ich will wegen der drei Tage, in denen ich meinen Kostgänger bei mir hatte, mein Gewissen nicht dadurch beschweren, daß ich ein Gut, zum Nachtheile der Verwandten vom Verstorbenen, behalte."

*

Der Gute sieht auch immer auf die Billigkeit.
Und opfert gern sein Recht, wo ihm sein Herz gebeut.

87.

Das Dienstmädchen.

Die Gemahlinn des Generals Lepinai mußte in jenen unseligen Tagen, in denen die Wuth der Empörer keine Unschuld achtete, in's Gefängniß zu Nantes in Frankreich wandern. Ein junges Mädchen, die bei ihr in Diensten war, wollte, aus Liebe und Treue gegen sie, sich von ihr nicht trennen, und ließ sich mit ihr einkerkern.

Eines Tages kamen Soldaten in das Gefängniß, um die zum Tode bestimmte Generalinn abzuholen. Man rief den Namen der Generalinn Lepinai; das Dienstmädchen hörte den theuern Namen und zitterte. Die Generalinn aber hatte sich wegen Unpäßlichkeit niedergelegt; da nun das Mädchen wußte, der Frau sei der Tod geschworen, und da sie dieselbe dennoch retten wollte, faßte sie Muth, und trat selbst hervor, als wäre sie die Generalinn; sie ward fortgeführt und starb für die Frau und unter ihrem Namen in den Fluthen der Loire, in welche sie gestürzt wurde.

*

Was läßt mit einem treuen Herzen sich vergleichen?
Sogar der Tod mit allen Schrecken muß ihm weichen!

88.

Die Krähen.

Ein Reisender wurde in einem Walde von Räubern überfallen; sie beraubten ihn, und drohten ihm

den Tod; er bath sie, ihm wenigstens das Leben zu schenken; aber sie begannen, ihn zu ermorden. Schon verwundet, sah er Krähen in der Luft vorüberfliegen, er rief diesen zu: „O, ihr Vögel der Luft, seid Zeugen, wie grausam diese Bösewichte mich jetzt peinigen und tödten!" Sie lachten über seine Einfalt und tödteten ihn vollends, auf daß er sie nie sollte anzeigen können. Den Leichnam zogen sie in ein Gesträuch, und ließen ihn liegen.

Nach drei Tagen gingen die Mörder in ein Wirthshaus, um darin zu speisen. Während die Speisen zubereitet wurden, führten sie allerlei Gespräche. Einer aus ihnen sah zum Fenster hinaus, und nahm Krähen wahr, die auf einem Dache saßen und ein Geschrei erhoben. Er wandte sich um, und sprach zu seinen Gefährten: „Sehet, liebe Kameraden, ob dies nicht jene Krähen seien, die jener, den wir neulich fortgeschickt haben, zu Zeugen angerufen hat." Sie lachten, und erwiederten ihm: „Ohne Zweifel sind es die nämlichen." — Das hörte im Vorbeigehen der Hausknecht; und da ihm diese Bursche ohnehin nicht gefielen, so erregten die gehörten Worte in ihm um so mehr einen Argwohn. Er schlich aus dem Hause, und machte bei der Obrigkeit Anzeige. Die Obrigkeit schickte Männer ab, welche auf diese Bursche im Wirthshause Acht geben sollten. Der Argwohn gegen diese Bösewichte stieg immer mehr, und sie wurden gefänglich eingezogen. Sie gestanden ihr Verbrechen und wurden hingerichtet.

*

Gott achtet auf der leidenden Unschuld Flehen,
Und läßt den Sünder der Strafe nicht entgehen.

89.

Der Advokat und der Thürhüter.

Paultier, ein Advokat (oder Rechtsanwalt) zu Paris, hatte sich durch seine Rechtschaffenheit so viel Ruhm und Achtung erworben, daß ein Zimmermann aus Hochschätzung seiner Tugend ihn zum Erben seines Vermögens einsetzte. Das Vermögen betrug aber sechzigtausend Thaler.

Daß der Zimmermann den Advokaten so zu schätzen wußte, war schön, und er gab ein Beispiel, daß man die Tugend ehren müsse. Jedoch hätte der Zimmermann seine vielen armen Verwandten nicht so ganz übergehen sollen.

Dies beherzigte der Advokat, und nahm die Erbschaft nicht an, damit die Verwandten des Zimmermannes ihrem Elende möchten entrissen werden.

Diese schöne Handlung ehrte die Gesellschaft der Gelehrten zu Paris öffentlich, und erkannte dem Advokaten den Preis von dreihundert und zwanzig Thalern zu, den sie jährlich auf diese schöne Gesinnung und Handlung setzte.

Der edle Advokat wünschte aber, dies ihm bestimmte Geld möchte jemanden gegeben werden, der es, wie er sagte, mehr verdiene als er. Und er gab Gelegenheit, daß es einem Thürhüter gegeben wurde,

der einen Freund in einer zweimaligen Krankheit mit Pflege, Arzuei und Geld versorgt hatte.

*

Die liebenswürdige Bescheidenheit
Ist Schwester der Uneigennützigkeit.

90.

Der Amtmann zu Grünhayn.

Als im Jahr 1790 der Monat Mai zu Ende ging, brachen die Einwohner von sieben oder acht böhmischen Dörfern, mit Keulen, Stangen und Hacken bewaffnet, in das chursächsische Amt Grünhayn ein, und fingen förmlich zu plündern an.

Die Sachsen, die sich dieses Ausfalles nicht versehen hatten, wollten kaum ihren Augen glauben, als sie eine so zahlreiche Menge böhmischer Bauern in ihren Gehöften hausen sahen. Da ihnen aber der Feind überlegen war, so wagten sie es nicht, einen Widerstand zu thun, sondern berichteten die Sache in größter Geschwindigkeit ihrem Amtmann.

Herman, Amtmann zu Grünhayn, schwang sich eiligst auf sein Roß und ritt in größter Eile mitten unter den Haufen der tollkühnen Plünderer. Er zog seinen Hut ab, und bath sich auf einige Minuten Gehör aus. Die Menge, welche über die Herzhaftigkeit und Artigkeit dieses Mannes staunte, verwilligte es sogleich.

Er begann mit sanfter Stimme und sprach: „Nachbarn und Brüder! fast sollte ich glauben, die

Bande der Freundschaft und der Blutsverwandtschaft, die durch Verheirathung unserer Kinder so oft geknüpft worden sind, seien gänzlich zerrissen. Ihr kommet nicht als Söhne und Freunde, nicht als Väter und Brüder, sondern, — daß ich durch keinen harten Ausdruck eure erhitzte Leidenschaft von neuem reitze, — als beleidigte Feinde, über unsre Gränze, störet unsre Ruhe, nehmet uns das, was wir euch gern mit Güte geben würden, mit Gewalt, und verderbet uns die gute Meinung, die wir von euch hatten. Seid ihr bedrückt und gedrängt? Sollen wir euch beistehen? — Von Herzen gern mit Rath und That, mit Leib und Leben! Wir sind ja Eines Gottes Kinder, wenn auch zweier Herren Unterthanen; und Pflicht ist es, euch beizustehen, wo wir können. — Hier habet ihr den Zügel meines Pferdes! Sehet, ich trete mitten unter euch, ohne Eisen und ohne Stahl; aber mein gutes Gewissen und meine Liebe zu euch sind mehr als Waffen gegen euere Mordgewehre. Jetzt saget mir euern Kummer, schüttet euer Herz vor mir aus. Ich meine es gut, recht von Herzen gut mit euch; und wann ihr mir die Ursachen eurer Unruhen eröffnet habt, so wollen wir mit einander berathschlagen, wie wir euch am beßten helfen können."

Die böhmischen Bauern sahen bei dieser Rede des Amtmanns einander an. Im Gefühle des verübten Unrechtes getraute sich keiner den Mund aufzuthun. So sehr hatte die edle, würdevolle Rede sie beschämt und entwaffnet.

Endlich ergriff einer von ihnen die Hand des bewunderten Amtmannes, schüttelte sie und sprach:

„Herr, wir alle sind blind gewesen; aber wenn Kummer und Jammer uns immer auf den Hacken folgt, so kann man wohl endlich alle fünf Sinne verlieren. Die Stützen unsers Alters, unsere Söhne, müssen sich von den Preussen und Türken zusammenhacken lassen; unsere Weiber und Töchter jammern und schreien, daß es einen Stein in der Erde rühren möchte; unsre Lebensmittel zehren die Einquartierungen auf; das Brod wird täglich seltener. Und so sind wir herübergekommen, um uns Lebensmittel zu holen; sonst müssen wir und unsere Kinder verhungern. Aber wir sehen es ein, daß wir Unrecht haben; und es thut uns allen herzlich leid.“

Der Amtmann war äusserst gerührt über die mißliche Lage dieser armen Leute. Er machte Anstalten zur schleunigen Hülfe. Ohne viele Mühe brachte er seine guten Untergebenen dahin, daß sie freiwillige Almosen an Korn, Weitzen, Gerste und allerlei Arten von Gemüse zusammenschossen. Er selbst gab auch etwas Bedeutendes. Alles wurde auf Wagen geladen, um es in die Häuser der Bedürftigen zu führen.

Die Einwohner der beunruhigten Dörfer begleiteten jetzt mit dem Amtmann die böhmischen Bauern bis an die Gränze; hier weinten diese bei'm Abschiede noch Thränen der Reue und des Dankes.

*

Das Recht verletzen heisset nicht die Noth;
Das Bitten hilft; die Herzen rühret Gott.

91.

Die Ehren - Münze.

In der Schlacht bei Wetzlar, am 15. Juni 1796, wo die Kaiserlichen und die Sachsen unter dem Befehle des Herzogs Karl den Sieg über die Franzosen erhielten, bekam Böhner, ein sächsischer Dragoner, zwei und zwanzig, und zum Theil sehr schwere Wunden. Man wollte ihm deßhalb den Abschied und einen Gnadengehalt geben; aber er weigerte sich der Annahme, und sagte, er wolle eben so wie seine Kameraden dem Landesvater noch länger dienen, und seinen letzten Tropfen Blut für ihn vergießen.

Er bekam zur Belohnung seiner Tapferkeit eine Ehren-Münze, auf der die Worte stehen: „Verdienst um's Vaterland.“ Anfangs wollte er sie auch nicht annehmen, und sagte: „Mein Kopf ist Ehren-Münze genug.“ Und hierin hatte er Recht; denn an seinem Kopfe waren die Narben vieler Säbelhiebe sichtbar.

Am 25. December desselben Jahres 1796 war zu Dresden in dem Hause des Geheimrathes, der den braven Böhner sehr schätzte, eine vornehme Gesellschaft versammelt, die sich unschuldig unterhalten wollte. Der Geheimrath entfernte sich auf einige Augenblicke, und kam bald mit dem lieben Böhner zurück, ihn an der Hand führend. Böhners Kopf, der „Ehren-Münze genug“ war, machte lebhaften Eindruck auf die Gesellschaft; und dieser Eindruck wurde noch dadurch erhöht, daß der Geheimrath aus Zuneigung den

Böhner seinen braven Bruder nannte. Die Gesellschaft legte für den verdienten Krieger sogleich Geld zusammen. Dies Geld betrug so viel, daß er lebenslang davon leben konnte. In der Rührung seines Herzens konnte er nur wenige Worte des Dankes stammeln.

Am meisten freute er sich deßwegen über dies Geld, daß er seiner armen alten Mutter eine Unterstützung schicken konnte.

*

Wunden für's theure Vaterland
Machen geehrt bei jedem Stand.

92.

Der Ruderknecht.

Vor etwa zweihundert und sechzig Jahren erbte ein junger Mensch, Namens Johann Baumaurin, zu Paris von seinem Vater ein ansehnliches Vermögen sammt dem väterlichen Hause. Er hatte von seinem Vater ein einträgliches Handwerk gelernt, das er, nun mit einer Bürgerstochter verheirathet, fleissig trieb. Man lobte ihn als einen guten Handwerker, und machte bei ihm so viele Bestellungen, daß er sich guten Unterhalt gewann. Aber er kam in Verdacht, er gehe mit seinen Kunden nicht gerecht und redlich um und mache sich Schelmereien theilhaft.

Man ertappte einen Dieb auf frischer That, und brachte ihn in's Gefängniß. Dieser Dieb gestand in gerichtlichen Verhören, daß er mehrere Diebstähle be-

gangen habe; er zeigte auch an, er habe einen großen Theil der gestohlenen Waaren dem Bürger und Handwerker Baumaurin zu verbergen und aufzubehalten gegeben. Auf diese Aussage des Diebes wurden unverzüglich einige Gerichtsdiener in's Haus Baumaurin's geschickt; — nach genauer Durchsuchung wurden, besonders in Strohsäcken, mehrere vom Diebe benannte Silbergeschirre und andere verdächtige Waaren gefunden. Baumaurin wurde in gefängliche Haft genommen, gerichtlich verhört, und endlich überwiesen, er habe etlichen Dieben Unterschleif gegeben, und ihnen die geraubten Sachen verwahrt. Nach den damals geltenden Landesgesetzen hätte er als Hehler zum Tode verurtheilt werden sollen; aber man schenkte ihm diesmal das Leben, und verurtheilte ihn, lebenslänglich ein Ruderknecht auf jener Galeere zu seyn, welche Frankreichs König seinem Schwager, dem Herzoge von Savoyen, zum Geschenk machte.

Ehe er abreisen mußte, wurde ihm aus besonderer Gnade bewilliget, mit seinen Verwandten noch zu reden. Der Abschied von seiner Gattinn schmerzte ihn eben nicht sehr, wohl aber der Abschied von seinem einzigen Söhnlein Michael; dies Kind war noch nicht zwei Jahre alt. Er hatte mit seiner Gattinn im Unfrieden gelebt, daher bath er die Verwandten, sie möchten sich um das Kind annehmen, und Sorge tragen, daß es bald von seiner Mutter und von Paris wegkomme. Die Verwandten gaben ihm die Versicherung, sie wollen gewiß seinen Vatersbruder, einen frommen und gelehrten Priester zu Bourdeaux, bereden, daß er den Knaben, sobald er ein wenig erwach-

sen seyn würde, zu sich nehme, erziehe und unterweise.

Der besagte Priester zu Bourdeaux wollte diesem Wunsche der Verwandten entsprechen. Auf sein Verlangen mußte ihm der Knabe schon im siebenten Jahre übergeben werden. Dies fiel der Mutter schwer; aber sie konnte es nicht verhindern. Bisher hatte sie dem Söhnchen Michael immer gesagt, sein Vater sei gestorben.

Der Priester trachtete vorzüglich, das Herz seines Zöglings zu bilden, und ihm kindliche Gottesfurcht und Liebe zur Tugend einzuflößen. Zugleich gab er ihm auch Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, und insbesondre in der Musik. Der junge Michael Baumaurin wurde ein Meister in der Musik; einen solchen nannte man ihn schon in seinem achtzehnten Jahre, und man bewunderte seine Kunstfertigkeit. Da er zugleich sittsam und tugendhaft war, gewann er die Gewogenheit der vornehmsten Standespersonen in der Stadt. Der Erzbischof selbst ließ ihn öfters zu sich kommen, und an seiner Tafel speisen.

Als der Erzbischof wichtiger Geschäfte wegen nach Rom reiste, nahm er den jungen Tonkünstler als Reisegefährten mit sich. In Rom wurde Michael bald von einem Kardinal eingeladen, länger in Rom zu bleiben und in seinem Palaste zu wohnen; der Kardinal, ein großer Liebhaber der Musik, versprach ihm die beßte Verpflegung und eine ansehnliche jährliche Besoldung. Um sich in Rom, wo alle schönen Künste ihren Sitz haben, noch mehr in seiner Kunst zu vervollkommnen, bath er den Erzbischof um seine Einwil-

ligung, daß er in Rom verbleiben dürfe; der Erzbischof willigte nur auf zwei Jahre ein.

Der Künstler ward in Rom von Tag zu Tag noch mehr beliebt; er erhielt von hohen Personen reichliche Geschenke. Gern wäre er immer in Rom verblieben; jedoch wollte er das dem Erzbischofe von Bourdeaux gegebne Wort halten, nahm nach zweijährigem Aufenthalte in Rom, als er eben das zwei und zwanzigste Jahr seines Alters erreicht hatte, vom Kardinal, seinem großen Wohlthäter, Abschied. Der Kardinal reichte ihm ein schönes Reisegeld, und rieth ihm, nicht den geraden Weg nach Frankreich zu nehmen, sondern durch einige Umwege die berühmtesten und schönsten Städte Italiens zu besuchen, um in denselben das Merkwürdigste zu sehen.

Er befolgte diesen Rath des Kardinals, und reiste in's Königreich Neapel. Als er zu Neapel, der Hauptstadt dieses Königreiches, das Merkwürdigste angesehen hatte, begab er sich auch an den Seehafen, um da die vielen und verschiedenen Schiffe zu sehen. Bei einer Galeere hörte er nicht ohne Verwunderung, daß die Schiffleute nicht italienisch, sondern französisch mit einander redeten. Er stieg hinein, und wünschte einem halb ergrauten Ruderknechte, der ihm zuerst begegnete, in französischer Sprache einen guten Abend. Es entstand zwischen beiden folgendes Gespräch:

Michael. Wie ich merke, mein Freund, so seid Ihr ein Franzose.

Der Ruderknecht. Ja, mein Herr; ich bin ein Franzose, aber, leider, von meinem Vaterlande

schon so lange abwesend, daß ich mir dasselbe kaum mehr einbilden kann.

Michael. Wie lange schon?

Der Ruderknecht. Es sind wirklich zwanzig Jahre. Diese ganze Zeit mußte ich in dieser Galeere dienen, zuerst zwar dem Herzog von Savoyen, hernach aber, als die Galeere an einen spanischen Seefahrer verkauft worden, eben diesem als meinem Herrn." — (Indem der Ruderknecht dies sprach, sah er dem Michael starr in's Angesicht, und seufzte tief.)

Michael. Ihr seufzet, lieber Alter; Euer Unglück geht mir sehr zu Herzen.

Der Ruderknecht. Ach, mein Herr, diesen Seufzer hat mir der Gedanke an meinen Sohn ausgepreßt; es ist mein einziger Sohn; ich mußte ihn zu Paris verlassen, als er noch nicht zwei Jahre alt war. Er wird sich jetzt, wenn er noch lebt, beiläufig in Euerm Alter befinden; — und, wenn ich ihn bei meiner Abreise recht betrachtet habe, so wird seine Gesichtsbildung der Eurigen nicht ungleich seyn.

Michael. Wie heißt denn Euer Sohn?

Der Ruderknecht. Michael Baumaurin."

Der junge Mann staunte; und da man ihm immer gesagt hatte, sein Vater sei gestorben, so wußte er jetzt nicht, was er denken oder sagen solle. Der Ruderknecht sah ihm die Verwirrung an, und fragte: „Ist Euch vielleicht der Jüngling bekannt?"

Michael. Ich kenne einen Baumaurin, und habe ihn vor einigen Jahren in der Stadt Bourdeaux gesehen.

Der Ruderknecht. In der Stadt Bourdeaux?!

O gütigster Gott! das ist eben mein Sohn. Man hat mir versprochen, er werde allda von meinem Vatersbruder, einem guten Priester, auferzogen und unterrichtet werden. So lebt denn mein lieber Michael noch?

Michael. Der Baumaurin, von dem ich rede, befand sich ganz gesund. Er gewinnt sich durch Musik sein Brod gar leicht. Aber ich habe selbst aus seinem Munde gehört, sein Vater sei schon vor langer Zeit gestorben; folglich kann dieser nicht Euer Sohn seyn.

Der Ruderknecht. Ei, er ist es doch. Seine Mutter und meine Verwandten werden ihm absichtlich mein trauriges Schicksal verborgen haben. — Ich danke Euch tausendmal für die gute Nachricht.

Bei diesen Worten schoß dem Ruderknechte das Wasser in die Augen.

Der Jüngling aber, ganz verwirrt, entfernte sich sogleich, mit der Aeusserung: er habe noch ein kleines Geschäft zu verrichten, aber morgen wolle er wieder in das Schiff kommen, und ein gutes Frühstück mitbringen; alsdann wolle er noch Mehreres mit ihm reden. — Der Ruderknecht sah, so weit er konnte, dem Forteilenden nach.

In seiner Herberge angekommen, konnte Michael, von Gedanken und Gefühlen bestürmt, kaum essen; oft erwachte er in der Nacht. Er konnte sich wohl an ein und anderes Wort erinnern, das man in seiner Kindheit vor ihm hatte fallen lassen, und auf das er nicht geachtet hatte; aber daraus wurde ihm jetzt wahrscheinlicher, jener Ruderknecht könnte sein Vater seyn.

Mit Tagesanbruch machte er sich auf, versah sich mit einer Flasche Wein und mit einigen Eßwaaren, und eilte jener Galeere zu. Der Ruderknecht harrte schon seiner; und, wie Michael das mitgebrachte Frühstück niedergestellt hatte, fing jener zu weinen an und sprach: „O sei mir willkommen; diese ganze Nacht schwebte mir mein Sohn vor; — und je mehr ich Dich ansehe, desto gewisser wird mir, ich sehe meinen lieben Michael vor mir.“ — Mit innigster Rührung und mit Thränen sprach dieser: „Ja, Vater, ich kann auch nicht mehr daran zweifeln. Da habt Ihr Euern Sohn Michael in Euern Armen.“ Und mit diesen Worten umarmte er den Vater. Beide konnten nur weinen und gebrochne Worte stammeln.

Endlich setzten sie sich nieder. Der Vater erzählte aufrichtig, was ihn zum Ruderknechte gemacht habe, und wie übel es ihm seit zwanzig Jahren bis auf diese Stunde ergangen sei. „Ach, hätte ich es nur früher gewußt!“ rief Michael seufzend aus.

Der Sohn blieb nicht lange hier sitzen, sondern begab sich zum Inhaber der Galeere, und bath ihn mit den rührendsten Worten und fußfällig um Loslassung seines Vaters; aber vergebens. Am folgenden Tage wiederholte er vergebens seine Bitte. Am dritten Tage wagte er noch einmal seine Bitte, wurde aber mit Drohungen abgewiesen. Er ließ aber den Muth nicht sinken, und tröstete seinen Vater mit Versprechung aller möglichen Hülfe. Er reiste nach Turin, um bei dem Herzog von Savoyen, dem einst jene Galeere sammt den Ruderknechten gehört hatte, etwas für seinen Vater zu erwirken.

Als er nach Turin gekommen, erhielt er bald die Gnade, mit einigen Tonkünstlern bei der herzoglichen Tafel Musik machen zu dürfen. Seine Kunst gefiel dem Herzog so wohl, daß er ihn um seinen Namen und um seine Verhältnisse fragte. Mit Thränen erzählte er ihm die Lage seines Vaters, und bath um Hülfe zur Befreiung desselben. Der Herzog gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den Inhaber jener Galeere, und hundert Thaler als ein Lösegeld für den Vater.

Getrost reiste der junge Baumaurin nach Neapel zurück. Der Inhaber der Galeere, dem er das herzogliche Schreiben und das Lösegeld übergab, nahm von den angebotenen hundert Thalern nur dreissig an, ließ dem Ruderknechte die Fesseln abnehmen, und gab ihm völlige Freiheit.

Vater und Sohn traten nun hocherfreut die Reise nach Frankreich an. In der ersten Herberge, in der sie Abends die Einkehr nahmen, wurde jedem eine besondre Schlafkammer angewiesen. Michael ging zuvor in die Schlafkammer seines Vaters und hängte dort an einen Nagel seinen Ueberrock, in dessen Taschen sich etliche Thaler befanden. Des andern Tages aber vermißte Michael in seinen Rocktaschen zwei oder drei Thaler. Auf wen sollte er den Verdacht werfen? Der Vater hatte ja die Kammerthür verriegelt. Um auf die Wahrheit zu kommen, ließ der Sohn in den zwei folgenden Nächten seinen Ueberrock bei'm Bette des Vaters liegen, und in den Taschen des Ueberrockes ließ er Thaler in ziemlicher Anzahl. Beidemal vermißte er Morgens wieder einige Thaler. Er konnte

nun nimmer zweifeln, der Vater sei der Thalerdieb. So tief stecken im menschlichen Herzen die Wurzeln eines liebgewonnenen Lasters!

Traurigkeit und Kummer erfüllten das Herz des Sohnes, da er sah, sein Vater habe die unordentliche Begierde nach fremdem Gute und die sündliche Gewohnheit zu stehlen selbst in den Fesseln noch nicht abgelegt. So selten bessern Sträflinge ihr Herz! Der Sohn sprach seufzend zum halbergrauten Gewohnheitssünder: „O Vater, was gedenket Ihr doch?! Nach Euerm eigenen Geständnisse hätte Euch die Theilnahme an etlichen Diebstählen bald das Leben gekostet: zwanzig ganze Jahre mußtet Ihr bei dem mühsamen Rudern, in Schande und Verachtung, in Hunger und Durst, unter Streichen und Schlägen beinahe verschmachten. Jetzt fanget Ihr bei erster Gelegenheit an, nach fremdem Gute zu greifen. Nehmet es mir nicht übel auf; ich muß Euch meinen Entschluß sagen, zu dem Ihr mich genöthiget habt: ich gehe nämlich keinen Schritt mehr weiter mit Euch, bevor Ihr mir ernstlich versprechet, die Begierde nach fremdem Gute zu unterdrücken. Wollet Ihr diese Bedingung nicht eingehen, so nehme ich auf meine Lebenszeit von Euch Abschied: erfüllet Ihr aber mein Verlangen, so verspreche ich, für Euch zu sorgen alle Tage Euers Lebens.“ — Der Mann bequemte sich dem Verlangen des Sohnes; wie wenig es ihm aber mit seinem Versprechen Ernst sei, verrieth er sogleich dadurch, daß er begehrte, der Sohn solle ihm die siebenzig erübrigten Thaler vom Lösegeld an der Stelle geben, und ihm alle Reisekosten bis nach Paris bezahlen. Der

gutmüthige Sohn entsprach diesem unverschämten Begehren.

In Paris wurde der unwürdige Vater wegen des kunstvollen und tugendhaften Sohnes geehrt. Verwandte und Freunde luden beide oft zu Tische; besonders that es ein sehr reicher Bürger, der sie mit Rath und That ganz vorzüglich unterstützte.

Eben dieser Bürger gab eines Tages ein prächtiges Mahl, zu dem er den alten und den jungen Baumaurin sammt vielen andern Gästen eingeladen. Nach geendigtem Mahl, als schon einige Gäste heimgehen wollten, bemerkte eine Magd beim Abräumen, es gehe einer der silbernen Becher ab, aus denen man bei'm Mahle getrunken hatte. Sie rief laut aus, es fehle ein Becher, und setzte freimüthig bei: „Meine und der übrigen Dienstboten Ehre erheischt, daß man niemand aus dem Hause lasse, ehe der vermißte Becher zum Vorschein kommt.“ Alle Gäste erboten sich, ihre Säcke und Taschen aussuchen zu lassen; nur der alte Baumaurin wollte sich dazu nicht verstehen; aber eben dadurch machte er sich selbst so verdächtig, daß die Magd sich nicht enthalten konnte, mit Unwillen zu sagen: „Dieser wird wohl der Dieb seyn.“ — Auf dringendes Zureden der Gegenwärtigen zog der Elende den eingeschobenen Becher endlich aus der Tasche und gab ihn zurück. Sein Sohn fiel bei diesem Auftritte beinahe in eine Ohnmacht. Aus Mitleid gegen den Sohn versprach der Hausherr, den Schuldigen zu verschonen. Aber unter den Gästen befand sich eine obrigkeitliche Person; diese Person ließ etliche Soldaten

aus dem nächsten Wachthause rufen und den alten Dieb in's Gefängniß führen.

Die Richter machten dem Uebelthäter Baumaurin kurzen Prozeß; sie verdammten ihn zum Tode.

Kein Flehen und kein Anerbieten des edelmüthigen Sohnes konnte seinem Vater das Leben retten.

Am Vorabende des Tages, an welchem der alte Baumaurin gehenkt worden ist, verließ der Sohn Paris; man wußte nicht, wohin er ging; und man hat von seinem übrigen Lebenslaufe nie etwas erfahren können.

*

Unglücklich der, in dem das Böse Wurzel schlägt!
Er wird zu wahrer Besserung kaum noch erregt.

93.

Die Mergelgrube.

Eine Pächterinn bei Chatillon in Frankreich wollte in der Stadt Getreide verkaufen; sie begegnete auf dem Wege in die Stadt einem armen Mann aus ihrem Dorfe; diesem Armen hatte sie oft Brod und Kleidungsstücke gegeben.

Sie verkaufte in der Stadt ihr Getreide und begab sich Abends auf den Rückweg. Da begegnete sie dem armen Manne wieder. Er sagte zu ihr: „Ihr habet wohl über hundert Gulden gelöst?" — Und da sie es bejahte, sprach er zu ihr: „Das Geld wird Euch schwer; gebet es her; ich will es Euch tragen." Sie erwiederte ihm: „Ich danke; es wird mir nicht schwer." — Da zeigte ihr aber der Undankbare ein

langes Messer und sprach: „Gebet mir das Geld, sage ich Euch; oder — —". Die Frau fürchtete sich, und gab ihm das Geld hin.

Der Weg theilte sich; der Bösewicht schlug den einen Weg ein, die Frau aber den andern, der nach ihrer Heimath führte. Er aber kam plötzlich zu ihr zurück, und sagte: „Ich habe mir die Sache besser überlegt. Ich habe Euer Geld; Ihr werdet mich anzeigen: ich muß Euch also auch das Leben nehmen." — In ihrer Angst betheuerte ihm die Pächterinn, sie werde ihn nicht nur nicht anzeigen, sondern auch verzeihe sie ihm seiner Armuth wegen, und sie könne ihren Verlust wohl verschmerzen. Er aber versetzte: „Nein, ich fürchte Euch, und immer müßte ich Euch fürchten; ich muß Euch das Leben nehmen. Hier in der Nähe ist eine Mergelgrube; wählet, ob ich Euch hineinwerfen solle, oder ob Ihr mit diesem Messer erstochen werden wollet." — Die Frau wählte die Mergelgrube, weil sie dachte, eine unerwartete Hülfe könnte sie vielleicht noch retten.

Nun kamen beide an die Mergelgrube. Hier wollte der Missethäter, um sich ganz zu sichern, sich vorher überzeugen, ob die Grube tief genug sei, und ob sie Wasser enthalte; deßhalb hob er einen Stein auf, und bückte sich über den Rand der Grube, um den aufgehobenen Stein hinein zu werfen. Die Pächterinn aber benützte diesen ihr günstigen Augenblick, und stieß den Missethäter mit aller Gewalt in die Grube. Nun sprang sie ihrer Heimath zu. Der Bürgermeister von Chatillon wurde sogleich von dem Vorfalle benachrichtigt; am andern Tage eilte er früh Morgens zur Mer-

gelgrube. Hier fand man denn auch wirklich den Missethäter ertrunken; in der einen Hand hielt er noch den Beutel mit dem Geld, und in der andern Hand das Messer.

*

Noch schwärzer wird des Menschen schwarze Missethat,
Wenn dem sie gilt, der Gutes ihm erwiesen hat.

94.

Der Mutterfluch.

Einstmals führte man dem heiligen Franz von Sales einen Jüngling vor, damit er diesen über seine ausschweifende Lebensweise strenge zurechtweisen möchte. Sales aber redete zu ihm in seiner gewöhnlichen Sanftmuth. Der Jüngling gab seinen liebevollen Ermahnungen kein Gehör; darüber brach der Heilige in Thränen aus, und sagte, dies harte und unbeugsame Herz werde ein böses Ende nehmen.

Man erzählte dem Heiligen, die eigene Mutter habe über diesen unglücklichen Jüngling den Fluch ausgesprochen. Da rief er bewegt aus: „Ach, das ist das Aergste! Wird diese Frau ihren Fluch erfüllt sehen, so wird sie ihre Verwünschungen zu spät bereuen. O unglückliche Mutter eines noch viel unglücklichern Sohnes!“

Kurze Zeit hernach verlor der Jüngling in einem Zweikampfe, der eine große Sünde und überaus schändlich ist, das Leben. Seinem Leichnam wurde kein kirchliches Begräbniß zu Theil. Die Mutter aber

grämte sich über das Ende des von ihr selbst verfluchten Sohnes zu Tode!

*

Stets verdiene dir den Muttersegen,
Er begleitet dich auf deinen Wegen.

95.

Der Besorger der Thurm-Uhr.

Der Vorgesetzte einer Lehranstalt gab einem alten Mann, den er beschäftigen wollte, den Auftrag, die Thurm-Uhr zu besorgen. Aber nach einiger Zeit fand der gute Alte sein Geschäft als etwas beinahe Unerträgliches. Und da er dies äusserte, sprach der Vorgesetzte zu ihm: „Wie, ist es denn so schwer, täglich zweimal die Gewichte aufzuziehen?“ — „Das eben nicht, erwiederte der Alte; allein, man stürmt von allen Seiten auf mich los.“ — „Wie so?“ fragte der Vorgesetzte. Und es antwortete der alte Mann: „Geht die Uhr nur um einige Minuten zu spät, so murren die Schüler der Lehranstalt: richte ich dann, um dieselben zufrieden zu stellen, die Uhr ein wenig vor, so habe ich es mit den Stadtleuten zu thun, denen die Uhr zu früh geht. Gebe ich nun diesen nach, so fangen jene wieder zu klagen an. Und so wird am Ende mein Kopf von allen diesen Beschwerden betäubt.“ — Da tröstete ihn der Vorgesetzte mit folgenden Worten: „Ich will Euch einen guten Rath geben, der Alle zufrieden stellen wird. Beklagt man sich, die Uhr gehe zu früh, so saget nur: „Ich will

mir alle Mühe geben, dafür zu sorgen, daß die Uhr genau recht gehe." — Und beklagen sich die Schüler, daß die Uhr zu spät gehe, so saget ihnen: „Kinder, ich will allen Fleiß anwenden, die Uhr so zu richten, daß sie ganz richtig gehe." — Lasset aber bei alle dem die Uhr ihren richtigen Gang gehen; nur gebet den Leuten gute und freundliche Worte: und alle werden zufrieden seyn, und Euch in Ruhe lassen."

*

Mit Lieb' und Freundlichkeit das Rechte thu',
Und achte auf der Menschen Tadel nicht.
Nie Menschenlaunen frage, — stets die Pflicht.
Auf andre Weise kommst du nie zur Ruh'.

96.

Die schnelle und gute Antwort.

Zum Grafen Friedrich Leopold von Stolberg, einem der gelehrtesten und edelsten Männer unsers Jahrhundertes, der von den Lutheranern zur katholischen Kirche übergetreten war, sagte ein protestantischer Fürst: „Ich liebe diejenigen Menschen nicht, und halte wenig auf die, die ihre Religion ändern." — Der Graf antwortete: „Und auch ich nicht; denn wenn unsere Voraltern ihre Religion nicht geändert hätten, so wäre ich nicht genöthigt gewesen, sie jetzt zu ändern."

*

Frage nicht: „Was glaubt man da, was dort?"
Frage nur nach Gottes ächtem Wort.

97.

Der schlafende Hirtenknabe.

Der Hirtenknabe Johann hatte die üble Gewohnheit, bei großer Hitze des Tages unter dem Schatten eines Baumes zu schlafen, und dabei den Mund offen zu haben.

Eines Tages, da er wieder so mit offenem Munde unter einem schattenden Baume schlief, kroch ihm eine kleine Natter in den Mund; plötzlich erwachte er, und den Schweif der Natter noch sehend, faßte er ihn, um sie aus dem Munde zu reissen; aber er riß ein Stück davon ab, und die Natter schlüpfte nun vollends hinab durch den Schlund.

Johann fühlte von dieser Stunde an beständig Bewegung und Schmerzen im Magen. Ein geschickter Arzt brachte zwar die Natter von ihm; aber es blieb ihm der Schrecken, so daß er die ganze Zeit seines Lebens nicht einmal im Bette je einen ruhigen Schlaf genoß.

*

Gewöhne dir nichts an,
Was je dir schaden kann.

*

98.

Die vermißsten Stiefel.

Während jener schrecklichen Auftritte der Volksempörung in Frankreich befand sich der Graf von Schlabrendorf in einem Gefängnisse zu Paris, und

sah mit hundert andern Unschuldigen schon einige Zeit dem Tod entgegen. Eines Morgens kam der gewöhnliche Karren, um die abzuholen, welche zur Guillotine, diesem Hinrichtungs-Werkzeuge, als Opfer bestimmt waren; es ward auch der Name des Grafen genannt; er kleidete sich an, ohne zu murren und ohne sich zu widersetzen. Aber seine Stiefel waren nirgend zu finden; er suchte sie mit Eifer; auch der Kerkermeister half ihm suchen: aber die Stiefel waren nicht da. Endlich sagte der Graf zum Kerkermeister: „Ohne Stiefel kann ich doch nicht gehen; das sehet Ihr wohl selbst ein. Wisset Ihr was, nehmet mich morgen, statt heute; es kommt ja auf Einen Tag nicht an.“ — Der Kerkermeister, der eben kein bösartiges Herz hatte, willigte in den unbedeutenden Aufschub. Ein Kopf mehr oder weniger, das machte auf dem Todeskarren keinen auffallenden Unterschied.

Am folgenden Morgen stand der Graf, mit Entschlossenheit den Tod erwartend, gestiefelt da; — aber sein Name wurde heute nicht genannt. Und der Kerkermeister gab seinen Namen nicht besonders an. Er entließ den Grafen zwar nicht aus der Haft; aber es währte nicht mehr lange, so wurde das unglückliche Frankreich wieder durch eine Ordnung gerettet.

*

Alles füget Gott;
Ihm vertrau' in Noth.

99.

Das Weihnachtsgeschenk.

Im December 1793 war der französische General Desaix im Anzuge gegen die Stadt Lauterburg im Elsassischen. Es dauerte nicht lange, so war dieser General, der mit Sturm auf diese Stadt losging, Herr von ihr.

In den engen Straßen der Stadt wimmelte es von Menschen. Unter dem Gedränge bemerkte man auch die Marketenderinn oder Lebensmittel-Verkäuferinn für Soldaten, welche Lisette hieß; sie war aus Sankt Hilaire, eine Landsmänninn des Generals Desaix, den sie als kleinen Knaben gekannt hatte. Ihr Mann war todt, und ihr Sohn war schon seit acht Jahren abwesend. Er hatte seit dieser Zeit nichts von sich hören lassen; das war eben nicht zu loben; denn mit mütterlicher Wehmuth dachte sie oft, vielleicht sei er seinem Vater in's Grab gefolgt.

Am Tage nach der Einnahme der Stadt, gerade am Weihnachts-Vorabend, wurde sie von einem Soldaten zu dem General Desaix, ihrem Landsmann, beschieden. Der Soldat führte sie hin. Sich freuend, fragte sie ihn unter Wegs: „Kennt mich denn euer General? Warum läßt er mich zu sich kommen? Wie weiß er, daß ich seine Landsmänninn bin?“ — Aber ihr Begleiter gab ihr nur ausweichende Antworten.

Sie wurde auf die Wachtstube geführt; und alsbald erschien der General, der erst 25 Jahre alt war; er rief ihr hastig zu: „Guten Tag! Seid Ihr die

Marketenderinn Lisette aus Sankt Hilaire?" Sie erwiederte: „Das bin ich; und mit Stolz nenne ich mich Ihre Landsmänninn." Er entgegnete: „Nun, so seid mir gegrüßt. Ich habe Euch rufen lassen, um Euch mit einem Weihnachtsgeschenke zu erfreuen." — Und in diesem Augenblicke trat er an die Thür, und rief einem Offizier, daß er komme und sich darstelle. Dieser kam; der General führte der Lisette ihn vor, und sprach: „Kennet Ihr diesen nicht mehr?" Erstaunt rief sie aus: „O, mein theurer Sohn, von dem ich so viele Jahre nichts gehört habe."

Der General sprach zu beiden: „So kommt denn schnell in meine Wohnung, und lasset uns dort nun den heiligen Abend durch ein Fest des Wiedersehens recht vergnügt feiern. Erzählet Euch einander, was Ihr während eurer Trennung erlebt habt." — Und nun gingen sie in die Wohnung des Generals.

Ganz Lauterburg aber sprach in den Weihnachtstagen von nichts anderem als von dem Weihnachtsgeschenke, mit dem der General Desaix seine Landsmänninn erfreut hatte.

*

Was kann dem Edlen süßer seyn,
Als eines Menschen Herz erfreu'n?

100.

„Wenn Gott will."

Vor einigen Jahren erschien zu Berlin bei'm Amte des Einnehmers der Geldeinlagen zum Lotto oder Zahlen-Spiel oftmals, und zwar stets zur Zeit, wo

die Ziehungen geschlossen und die Gewinn-Listen ausgegeben waren, eine ärmlich, aber reinlich gekleidete Weibsperson, die bereits in höheren Jahren stand, und that die Anfrage, ob sie nichts gewonnen habe. Schon bei'm ersten Anfragen machte man ihr begreiflich, ohne Geldeinsatz auf eine bestimmte Nummer oder Zahl könne sie unmöglich gewinnen; aber sie, die kein Geld eingesetzt hatte, erwiederte im Ton der Zuversicht: „Warum nicht, wenn Gott will? Ihm ist nichts unmöglich."

Da sie in dieser Zuversicht, ohne je ein Geld eingesetzt zu haben, dennoch von Zeit zu Zeit wieder anfragte, lachten der Buchhalter und der Schreiber über die sonderbare Alte; sie hielten sie für geisteskrank. Am Ende war ihnen aber die Wiederkehr der Fragerinn dennoch lästig, und sie verbathen sich mit mürrischem Tone und finsterm Gesichte die Wiederkunft; sie aber entgegnete, eine Frage sei jedem erlaubt, und da sie doch einmal zu gewinnen hoffe, werden die Herren ihr die Frage gestatten.

Eines Tages, als sie wieder anfragte, war der Einnehmer selbst im Schreibzimmer zugegen, und hörte den Wortwechsel zwischen ihr und seinen Amtsleuten. Er, der ein gemüthlicher und wohlwollender Mann war und auf wahre Frömmigkeit hielt, erkundigte sich über die nähern Verhältnisse dieses Mütterchens und zog folgende Kunde ein: sie war ehemals die Gattinn eines Tischlers gewesen, und hatte bei tadellosem Lebenswandel in einem gewissen Wohlstande gelebt; dann aber kam sie als Wittwe durch mancherlei unverschuldete Unfälle sehr herunter, und war seit mehrern

Jahren durch Lähmung der rechten Hand in ihrer musterhaften Thätigkeit in weiblichen Arbeiten gehindert, und gerieth in drückende Armuth; daher wurde sie von der städtischen Armen-Anstalt mit einem kleinen Almosen unterstützt.

Der Einnehmer machte nun selbst einen Geldeinsatz in's Lottospiel für diese brave Wittwe.

Als sie wieder erschien und anfragte, ob sie was gewonnen habe, schallte ihr ein lautes Ja entgegen; der Buchhalter zählte ihr das Geld auf, und sagte, sie solle es nun einstreichen. Die Summe betrug gegen zweihundert Thaler. Sie sprach zu ihm mit gefalteten Händen: „Nun sehen Sie, lieber Herr, daß ich recht gesagt habe: „Wenn Gott nur will; Ihm ist nichts unmöglich." — Der Einnehmer, der auch zugegen war, sagte zu ihr die Worte der heiligen Schrift: „Weib, dein Glaube hat dir geholfen."

Als sie aber Aufschluß erhielt, wie sie zum Gewinne gekommen sei, dankte sie dem Einnehmer mit inniger Herzlichkeit.

*

Siehst du nicht der Hülfe Möglichkeit;
Hülfe wird dir doch zu seiner Zeit.

Inhalt.

Seite

1. Der Maschinen-Meister auf einem Dampf-Schiffe. 5
2. Die Strichlein. 7
3. Der sonderbare Abzug. 8
4. Die Schweizermünze. 8
5. Der Geldbeutel. 9
6. Das Adlernest. 13
7. Der Fremde und der junge Schiffer. 15
8. Der Dichter und die Räuber. 25
9. Der Staar. 26
10. Das Testament des Geschmähten. 27
11. Der Widerwille. 28
12. Die Bewunderung der Schreibkunst. 29
13. Der erfüllte Wunsch. 32
14. Der feine Geruch. 33
15. Die unerwartete Rechtfertigung. 35
16. Der Förster auf dem Eis. 37
17. Die drei Tänzerinnen. 38
18. Der unerwähnte Schuldschein. 39
19. „Wie kann von Vollkommenheit die Rede seyn?“ 39
20. Der Pilger vor einem Kreuze. 40
21. Der Beweinte. 41
22. Der Geldsack. 43

Seite

23. „Wer da?" 44
24. Das Lotterie-Loos. 45
25. Die kostbare Büchse. 46
26. Die Predigt vor sieben Zuhörern. 48
27. Der gefundene Mittelweg. 50
28. Das kleine Mädchen. 50
29. Die Frage des Hausmeisters. 51
30. Der Prinz. 52
31. Die halbgeleerte Flasche. 52
32. Der Strohhut. 53
33. Der rohe Fischer. 54
34. Der Gemsen-Jäger. 56
35. Die List der Schwester. 56
36. Das Gespenst in der Sägemühle. 58
37. Der Thierquäler. 59
38. Der Hirt. 61
39. Das Christenfett. 62
40. Die nachgeworfene Spinne. 63
41. Die Donnerkeile. 63
42. Das wohlfeil erlangte Pferd. 64
43. Der Flügelschlag. 65
44. Der Pachter. 66
45. Das Opfer. 69
46. Das Hündchen. 70
47. Lucius Piso. 72
48. Der gesuchte Schlüssel. 72
49. Die Ehrung der Bücher. 73
50. Die Edelsteine. 74
51. Die unbesonnene Hausfrau. 74
52. Der Offizier und sein Fürst. 75
53. Das Versiegelte. 76
54. Die Frage. 79
55. Das nachgeahmte Katzen-Geschrei. 79
56. Der Wilde. 80

		Seite
57.	Der Nothhelfer Joseph.	82
58.	Die Neidigen.	88
59.	„Ohne das Kreuz!“	99
60.	Der Schwur.	100
61.	Die gute Tochter.	101
62.	Der Betttelknabe.	103
63.	Der Taglöhner und der Offizier.	106
64.	Der Bürge.	107
65.	Das Fäßchen.	116
66.	Der Mann auf der Stiege.	119
67.	„Das wahre Nichts.“	120
68.	Der siebenzigjährige Hauptmann.	121
69.	Die zwei Schachteln.	122
70.	Der edelmüthige Kutscher.	124
71.	Das Mißverständniß.	125
72.	Der Ritter Pechio.	126
73.	Das neugeborne Kind.	135
74.	Der Kluge.	136
75.	„Um dieses Lumpengeldes willen.“	138
76.	Der Kapuziner bei der Kaiserinn Maria Theresia.	139
77.	Der bejahrte Silberarbeiter.	140
78.	Die Botschaft von einer hundert und acht Jahre alten Frau.	141
79.	Der Hochzeitgast.	143
80.	Das Päckchen.	144
81.	Der Schuß.	145
82.	Die Thränen.	145
83.	Der schöne Name einer Stadt.	146
84.	Die zwei Schwiegersöhne.	148
85.	Die Sprachlosigkeit der Abgeordneten.	149
86.	„Nur drei Tage.“	150
87.	Das Dienstmädchen.	151
88.	Die Krähen.	151
89.	Der Advokat und der Thürhüter.	153

Seite

90. Der Amtmann zu Grünhayn. 154
91. Die Ehren=Münze. 157
92. Der Ruderknecht. 158
93. Die Mergelgrube. 168
94. Der Mutterfluch. 170
95. Der Besorger der Thurm=Uhr. 171
96. Die schnelle und gute Antwort. 172
97. Der schlafende Hirtenknabe. 173
98. Die vermißten Stiefel. 173
99. Das Weihnachtsgeschenk. 175
100. „Wenn Gott will.“ 176

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nelk, Th., das Altarblatt. Eine neue Erzählung. Der Jugend und Jugendfreunden gewidmet. Mit einem Titelkpf. 8. 1836. 18 kr. od. 5 gr.

— — das Bildniß. Oder: Der Ursprung der Wallfahrt zu Maria-Steinbach in Oberschwaben. Allen Frommen zur Erbauung neu erzählt. Mit 1 Titelkpf. 12. 1836. 6 kr. od. 2 gr.

— — Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde. 12. 1834 — 36. Jedes Bändchen 9 kr. od. 3 gr.

— — die Fahne des Aufruhrs. Oder: Vier merkwürdige Geschichten aus dem 7ten Jahrhundert. Vorzüglich für die reifere Jugend neu erzählt. Mit 1 Titelkupfer. 8. 1836. 18 kr. od. 5 gr.

— — Geschichte der Kirche Jesu Christi. Dem kathol. Volke, besonders auch der Jugend gewidmet. Mit dem wohlgetroffenen Bildnisse des Verfassers (in Stahl gestochen). gr. 8. (36½ Bogen). 2 fl. od. 1 Thlr. 6 gr.

— — 60 Gleichnisse in Erzählungen vorgetragen, zur Unterhaltung für schöne Seelen, die nach Weisheit und Tugend streben. 4te Aufl. Mit 1 Titelkupf. 12. 15 kr. od. 4 gr.

— — der Hut. Eine neue Erzählung für Alle, besonders für die reifere Jugend. 2te verbesserte Auflage. Mit 1 Titelkupfer. 12. 1832. 15 kr. od. 4 gr.

— — die Jungfrau von Orleans. Eine der schönsten Geschichten aus dem 15ten Jahrhunderte. Neu erzählt und vorzüglich der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Titelkupfer. 8. (18 Bogen.) 48 kr. od. 12 gr.

— — das Kleinodienkästchen. Eine neue Erzählung für die Jugend und Jugendfreunde. 12. 1834. 15 kr. od. 4 gr.

— — Lichtstrahlen vom Felsen der Kirche Jesu Christi, oder: Edle Züge aus dem Leben der Päpste. Der reifern Jugend zur Belehrung und Erbauung gewidmet. Mit einem Titelkpf. 8. 1834. 54 kr. od. 12 gr.

— — der strenge Oheim. Eine neue Erzählung für Alle, besonders für die reifere Jugend. Mit 1 Titelkupfer. 8. 15 kr. od. 4 gr.

— — Maria Stuart, Königin von Schottland. Eine wichtige Lebensgeschichte; neu erzählt und der reifern Jugend und allen Gebildeten gewidmet. Mit 1 schönen Titelkupfer. 8. 40 kr. od. 10 gr.

Nelk, Th., das Rumpelkämmerlein. Eine neue Erzählung für die Jugend und Jugendfreunde. Mit 1 Titelkupfer. 12. 1833. 15 kr. od. 4 gr.

— — der Thurmknopf. Eine Erzählung für die Jugend und Jugendfreunde. 5te Auflage. Mit 1 Titelkupfer. 12. 1838. 15 kr. od. 4 gr.

— — das Vergißmeinnicht. Eine neue Erzählung für die reifere Jugend. Mit 1 Titelkupfer. 12. 1832. 15 kr. od. 4 gr.

— — die Waldhöhle. Eine Erzählung für die Jugend und Jugendfreunde. 6te Auflage. Mit einem Titelkupfer. 12. 1838. 15 kr. od. 4 gr.

— — die Zierde der Fürsten im 17ten Jahrhunderte; oder: Die Tugenden Ferdinands II., römischen Kaisers. Allen zur Erbauung neu erzählt. Mit 1 Titelkpf. 8. 1834. 18 kr. od. 5 gr.

Veilch (oder Nelk), A. M., Beispiele der Huld Gottes gegen seine Lieblinge. Neu erzählt in Abend-Unterhaltungen, für die Jugend und Jugendfreunde. Mit 1 Titelkupfer. 8. 30 kr. od. 8 gr.

— — Gallerie von hundert kleinen Erzählungen. Allen, vorzüglich der reifern Jugend gewidmet. Mit einem Titelkupfer. 36 kr. od. 9 gr.

— — Honigseim. Oder: Einige Erzählungen von Wunderbarem, das sich auf das heiligste Altarsgeheimniß bezog. Allen gewidmet. Mit 1 Titelkupfer. 8. 15 kr. od. 4 gr.

— — der Hunger nach dem Brode der Engel; oder: Die geistliche Kommunion in Beispielen von Heiligen und Frommen. Gottseligen gewidmet. Mit 1 schönen Stahlstich. 12. geh. 12 kr. od. 3 gr.

— — Irene, die griechische Kaiserin. Allen, vorzüglich der reifern Jugend zur Belehrung. Mit 1 Titelkpf. 8. 20 kr. od. 5 gr.

— — ein Nelken-Stock von hundert kleinen Erzählungen. Vorzüglich der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Titelkupfer. 8. 36 kr. od. 9 gr.

— — Eine Rose von hundert kleinen Erzählungen. Vorzüglich der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Titelkupfer. 8. 40 kr. od. 10 gr.

Sch

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Waibel, Aloys Adalbert,

Eine Balsamine von hundert kleinen Erzählungen Vorzüglich für die reifere Jugend

Regensburg 1840

Paed.pr. 3933
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761442-9